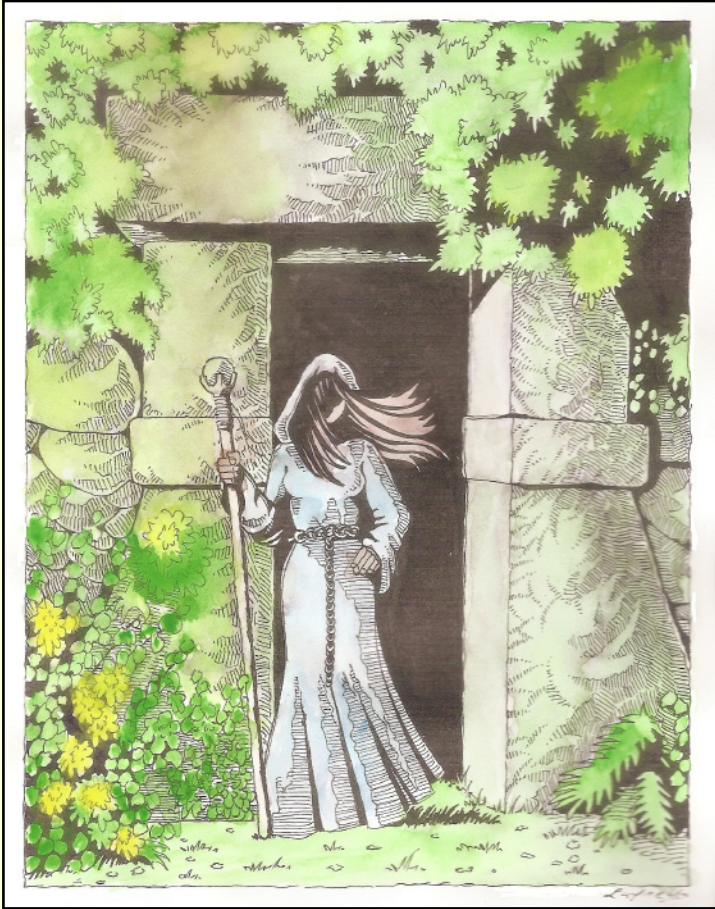


edfc



DAS SEELENPORTAL

Jens-Philipp Gründler



Fantasia 770e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Manfred Lafrentz

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2019 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2019-03

DAS SEELENPORTAL

Erzählungen

Jens-Philipp Gründler

Fantasia 770e – Magazin für Phantastik



edfc

DAS SEELENPORTAL

„Wir werden geboren, leben, sterben, reisen ins Licht und werden wiedergeboren“, sprach Svami Nunckstanz zu seinen Schülern, die sich allesamt im vom Morgenlicht beschienenen Foyer des Museums Folkwang versammelt hatten. Nicht nur die Jünger des Svamis standen im Kreis um den weißbärtigen Mann herum, sondern auch viele an dessen Kunst Interessierte. Die Truppe unterteilte sich in Frauen und Männer verschiedenen Alters, pubertäre Schüler und junge Studentinnen umschwärmten den Svami genauso wie mittelalte Bürger sowie gesetzte und auch greise Einwohner der Stadt Essen. Überdies waren diverse Kunstfreunde und Fans von asiatischen Religio-

nen aus mehreren deutschen Städten angereist.

Robert schützte seinen Meister vor den Blicken der Zuhörerschaft, indem er Svami Nunckstanz immer wieder mithilfe eines beigen Leinentuchs abschirmte. War der Svami doch Anhänger der Lehre vom bösen Blick, derzufolge der Augenkontakt mit spirituell Unreinen Krankheiten oder gar den Tod bringen konnte. Selbstredend hatte Svami Nunckstanz die Ebene des Sterbens ebenso überwunden wie die Tatsache, lebendig zu sein. Nein, der weise Mann schwebte über den Dingen, war weder hier noch dort, nicht tot, aber genauso wenig am Leben.

Im weltberühmten Museum Folkwang stellte der Svami erstmals seine aus aquarellierter Tusche sowie Ölpastellschichten bestehenden Werke aus. Mittels seiner Kunst transportierte der Weisheitslehrer seine Ideen, philosophische Systeme und hinduistische Aphorismen. Viele der zu meist auf Karton gemalten Bilder zeigten Sprüche in Sanskrit und auch allseits bekannte Symbole des Hinduismus, wie das Om-Zeichen, das Rad des Dharma oder die

Lotusblume. Darüber hinaus gab es in der Ausstellung futuristisch anmutende Installationen zu sehen. Aus dunkelbraunem Teakholz hatte Svami Nunckstanz eine Tür kreiert und daran einen Klopfmechanismus befestigt. Diese Arbeit sollte auf das Faktum hinweisen, dass wir uns des gegenwärtigen Moments stets gewiss sein müssen, sofern wir das Samadhi, die höchste Form der Erleuchtung, zu erreichen beabsichtigen.

Während der Svami seine niemals, auch nicht im Schweigen, endenden Monologe fortführte, konnten die Anwesenden im Hintergrund das stetige Klopfen vernehmen, welches von Nunckstanz' Holztür ausging. Der als Otto von Konstanz geborene Svami hatte in den 1960er Jahren eine Wallfahrt zu Acharya Rajneeshs Ashram in Poona angetreten und in dem indischen Ort mehrere Monate verbracht. Osho, wie sich Nunckstanz' Meister dann bis zu seinem Tod 1990 nannte, hatte den Essener Spross von verarmten Aristokraten besonders gefördert, ihn sogar als Nachfolger auserkoren und ihm, wie so vielen, den Ehrentitel Svami verliehen. Der junge Otto von Konstanz, der nicht mit dem 1174 verstorbenen

Bischof verwandt war, hatte sich bald den an Schopenhauers Philosophie angelehnten Nom de Guerre Nunc Stans gegeben, diesen aber aufgrund einiger Irritationen hinsichtlich seiner Tätigkeit als Lehrer hinter sich gelassen und Nunc stans, also das stehende Jetzt, in Nunckstanz umgewandelt. Schon vor seiner Abreise nach Indien hatte Nunckstanz aber bereits die gut bezahlte Stellung am Leibniz-Gymnasium aufgegeben, waren ihm doch schon 1963 einige vom Hinduismus Begeisterte gefolgt. Man könnte auch sagen, dass Nunckstanz im Essen jener Zeit ein bekannter, vom Staatsschutz überwachter Guru gewesen ist, der sich den Ausmaßen seiner Macht indes nicht vollends bewusst geworden war.

Als vollbärtiger Asket kam Nunckstanz einst aus Poona zurück, vor allem umgeben von dem Feminismus zuneigenden Damen. Nicht wie bei seinem Lehrmeister Osho handelte es sich bei den geschlechterpolitischen Konzeptionen des Svamis Nunckstanz um verkappte chauvinistische Systeme. Vielmehr erwärmte sich der Svami tatsächlich, und aus vollem Herzen, für die Befreiung des weiblichen Geschlechts. Dass

ihm die libertär gesinnten Damen während der von ihm geleiteten Meditationen zu Füßen lagen, interpretierte der Svami als bloßen, aber durchaus willkommenen Nebeneffekt. Jedoch lebte Svami Nunckstanz seit seiner Rückkehr aus Indien in einer monogamen Beziehung, und das war bis zum Tode seiner Frau der Fall.

Robert warf seinem Meister das dünne Tuch über den Kopf, woraufhin dieser plötzlich verschwand. Aus dem Hauptausstellungsraum des Museums Folkwang hörten die Besucher kurz darauf die charismatischen, kehligen Om-Laute des Svamis, der die überraschte Menge zum Kern der Präsentation, zu eben jener Klopflaute in die Stille stoßender Tür, lockte. Direktor Hugo Wilhelm führte die Gruppe mit ruhiger Hand in das Herz der Schau, wo sich der Svami im Lotussitz der Versenkung hingab, und bedeutete allen mithilfe strenger Gesten, Ruhe zu bewahren, sollte der Meister doch nicht gestört werden.

Nunckstanz, dessen Weisheit selbst dann aus ihm quoll, wenn er schwieg, hob zu einer Rede an, während sein Meisterschüler Robert mit dem Leinentuch hantier-

te. „Die Seelen der Toten schlüpfen durch dieses hölzerne Portal, und ich werde sie sichtbar machen, auch die Seele meiner verstorbenen Ehefrau Emilie“, erklärte der Svami und fuhr fort: „Des Weiteren haben Sie, werte Zuschauer, die Möglichkeit, ihre Seelen aus dem Körper gleiten zu lassen, um sie durch die Tür ins Reich der Toten reisen zu sehen, für einen kurzen Moment.“ Folkwang-Direktor Hugo Wilhelm ergänzte: „Etwas Vergleichbares ist noch nie dagewesen, Svami Nunckstanz hat sich für lange Zeit in die Nachwelt begeben, und mit den dort existierenden Seelen verhandelt, bis sich diese bereiterklärt haben, den Lebenden Einblick in ihre Welt zu gewähren.“

„Zuerst wird mein Gehilfe Robert die durchaus gefährliche Migration ausprobieren und seine Seele durch die Türe fließen lassen“, kündigte der Svami an, um Robert nun seinerseits mit dem durchscheinenden, von in den Raum dringenden Sonnenstrahlen erhellten Leinentuch zu verhüllen. Vor dem Seelenportal, so auch der Titel des Werks, stand eine niedrige Bahre, auf die sich Robert nun legte. Weiterhin klopfte ein kleiner, mit einer elektronischen Vorrichtung versehener Eisenhammer regelmäßig an

die Tür, im Herzschlagtakt. *„Die Toten sind mit meiner Aktion einverstanden“*, erklärte Svami Nunckstanz, *„das ist ein wichtiger Hinweis, denn sie lassen nicht den Kontakt mit jedem Lebenden zu.“* *„Aber der Svami hat ja den Zustand von Leben und Tod durch jahrzehntelange Meditation transzendiert und ist so zu einem Mischwesen geworden, welches an beiden Welten teilhaben darf“*, sagte Hugo Wilhelm mit sakralem Ernst.

Der Svami hingegen wurde von Lachsälven durchzuckt, als er theatralisch den Prozess der Reise ins Totenland erläuterte: *„Nur durch mich können die Totenseelen angerufen werden, und nur aufgrund meiner Freundschaft zu den Gegangenen kann Ihnen, verehrte Damen und Herren, unter Garantie nichts passieren, wenn sie in jene graue, von qualmenden Lavaseen geprägte Landschaft des Todes reisen.“*

Robert lag, nur mit Unterhosen bekleidet, auf der Bahre und wurde von seinem Meister mit heißem Öl begossen, welches das Leinentuch umgehend durchtränkte. Sein kleiner Bauchansatz und die Brust wurden sichtbar, während der Svami immer größere Mengen Öl auf Roberts Leib

träufelte. Nunckstanz hob Roberts Kopf behutsam an und bettete diesen in seinem Schoß, um die Transmigration zu beginnen. Im Crescendo stieß der Svami Om-Rufe aus, welche die ohnehin schon schaurige Atmosphäre im vollends verdunkelten Raum noch intensivierte. Vor einer aus spiegelndem Marmor bestehenden Wand sollten die Seelen sichtbar gemacht werden, da sie bläulich leuchten, wenn sie ins Jenseits wandern. So hatte es der Svami angekündigt, und wirklich konnten die Zuschauer nun das ultramarinblaue Strahlen sehen, welches von Roberts Korpus ausging.

Hugo Wilhelm war über die Maßen fasziniert von der Performance des Svami und wunderte sich nicht, als eine dröhnende Stimme erklang. „*Komm zu mir, komm, komm*“, sprach eine unsichtbare Macht wiederholt, solange bis das Klopfen aussetzte und Roberts Seele aus dem Leib durch die wie von Geisterhand geöffnete Tür schwebte. Dann verebbte die Stimme und das Licht wurde vom Direktor höchstpersönlich eingeschaltet. „*Jetzt lassen wir Roberts Seele für einen Moment lang drüben, im Reich der Toten*“, sagte Hugo Wilhelm zu

den Museumsbesuchern und forderte sie auf, den scheinbar toten Körper von Nunckstanz' Assistenten Robert zu untersuchen. Eine ältliche Dame mit rosafarbenem Haar näherte sich der leblosen Hülle zuerst, sie berührte diese zunächst vorsichtig, stach dann aber mit ihrer Zeigefingerspitze in die Rippen und schüttelte den Körper schließlich richtiggehend. Dieser aber rührte sich nicht.

Unvermittelt setzte das Klopfen wieder ein, der kleine Hammer schlug im arhythmischen Tempo auf die Holztür ein, während der Svami immer noch meditierte. Sofort löschte Hugo Wilhelm das Licht, und das bläuliche Glühen, welches eben noch Roberts Silhouette umgeben hatte, driftete frei im Raum umher. Dann wechselten die Klopflaute abermals ihren Takt und pochten erneut wie menschliche Herzen. Die Zuschauer konnten bezeugen, wie das blaue Licht in Roberts Leib eindrang und der Gehilfe des Svamis ruckartig erwachte. Applaus brandete auf im Ausstellungsraum, doch Hugo Wilhelm bedeutete der hellaufbegeisterten Menge, sich ruhig zu verhalten.

„Endlich kommen wir zu dem Punkt, an dem der Svami die Seele seiner Gattin Emilie aus dem Totenreich ins Diesseits holen wird. Fragen an Robert können Sie später stellen, er muss sich erst noch von seinem Trip erholen“, stellte der Folkwang-Direktor fest. Erneut betätigte Hugo Wilhelm den Lichtschalter, wobei seine Hand unmerklich zitterte. Offenbar war dem promovierten Kunsthistoriker die Konfrontation mit dem Übernatürlichen unangenehm. Beinahe ängstlich tupfte sich der dünne Anzugträger Schweißperlen von der Stirn ab, um dabei nervös sein Kordjackett zu glätten.

Indem Hugo Wilhelm sich im Zentrum des Saals positionierte, wiederholte sich das eben gesehene Szenario, nur umgekehrt. Der Miniaturhammer schlug in einem langsamen Rhythmus auf die Türe ein, die sich daraufhin öffnete. Das den Zuschauern bereits bekannte blaue Licht umfing den meditierenden Svami in wilden Ellipsen. „Emilie!“, rief Nunckstanz wie von Sinnen, „du bist es!“

In seinen ausgebreiteten Handinnenflächen hielt Nunckstanz ein winziges, silbrig schimmerndes Fläschchen, welches er in

einem Fort kreisen ließ. „Komm hierher“, krächzte der Svami, und Emilie tat, wie ihr geheißen. Einige Besucher wurden ohnmächtig, als sie mitansahen, wie das blaue Licht, die Seele von Emilie, in das Silbergefäß schlüpfte, woraufhin es wieder stockdunkel im Ausstellungsraum wurde.

Ein pummeliges Mädchen im Teenageralter hatte für einen kurzen Moment das Bewusstsein verloren, so wie fünf weitere Anwesende. Hugo Wilhelm zückte eine Taschenlampe und führte die langsam wieder zu sich Kommenden in eine Ecke des Raums, wo eine rechtwinklige Bank stand. Auf eben dieser ließen sich die von der Gruppe Separierten nieder, und der Museumsdirektor vergaß bald, dass die labilen Gemüter dort auf das Ende von Nunckstanz' Performance warteten.

Inzwischen wurde es den Besuchern erlaubt, den Assistenten des Svamis, Robert, zu befragen. „*Es war wie ein tiefer Traum, oder ein Déjà-vu*“, gab der sichtlich Erschöpfte zu Protokoll, „*ich kann mich kaum erinnern, und doch schien meine Seele den Leib verlassen zu haben. Ich konnte mitansehen, wie ich meinen Körper aus der Vogelperspekti-*

ve betrachtete und wie ich immer höher stieg, dann wurde alles blau.“

Während die Zuschauer Robert ins Kreuzverhör nahmen, beendete Svami Nunckstanz seine Meditation damit, dass er das silberne Behältnis verschloss und mehrmals küsste. Hugo Wilhelm zog dicke Filzvorhänge zurück und Tageslicht trat in den Ausstellungssaal. *„Hier, in dieser Flasche, befindet sich nun die Seele meiner Frau Emilie“, sprach der Svami, „im Rahmen einer weiteren Performance werde ich diese sichtbar machen, indem ich das Flüchtige in Marmor banne. Mithilfe eines Meißels werde ich meiner verstorbenen Gefährtin ein Denkmal setzen, und Sie, meine Herrschaften, sind herzlich eingeladen, dieser einmaligen und einzigartigen Aktion beizuwohnen, sofern es Ihnen beliebt.“*

Svami Nunckstanz hatte gerade geendet, als die dralle, eben noch leichenblasse Fünfzehnjährige mit stolzgeschwellter Brust in die Mitte des Raums trat und dort einen Gegenstand platzierte, ein technisches Gerät, wie nicht nur der vor Scham errötende Hugo Wilhelm und der ebenso genante Robert bemerkten. Das nassforsch agierende Mädchen unterstellte Svami

Nunckstanz Betrug und wies darauf hin, dass der mit einem hinduistischen Ehrentitel Ausgezeichnete einen simplen Projektor verwendet hatte, um die Anwesenden buchstäblich hinters Licht zu führen, wie sie sich ausdrückte. Auch enthüllte das dickliche Kind die Ecke des Raums, wo ein weiterer Assistent im Verborgenen für die Lichteffekte Sorge getragen hatte.

Zur Überraschung des Künstlers, seiner Getreuen und Hugo Wilhelms begann das Publikum gemächlich zu applaudieren. Sie hatten keine Sekunde lang daran geglaubt, dass man es hier mit einer echten Seelenwanderung zu tun gehabt hatte. Vielmehr zeigten sie sich fasziniert und begeistert von der primitiven Technik, die der Svami und seine Gehilfen benutzt hatten, um die Show perfekt zu machen.

Melancholisch gestimmt verließ Svami Nunckstanz das Foyer des Museums Folkwang. Auf den zum Museumsplatz führenden, kalkweißen Treppenstufen hatte sich Robert niedergelassen und eine Zigarette geraucht. Er umarmte seinen Meister, blies dabei den Rauch über dessen Schulter und erschreckte nur leicht, als sich daraus im

Schein der untergehenden Sonne ein weibliches Gesicht formte. Das intensive Blau paarte sich auf harmonische Weise mit den Orangetönen am Horizont, und der Svami murmelte: „*Shubha Yatra*“.

SCHÄDEL MIT BRENNENDER ZIGARETTE

In Vincent van Gogh verliebte ich mich während meines Aufenthaltes in der *Maison de Santé de Saint-Paul*, der Psychiatrischen Klinik der historischen, im Örtchen Saint-Rémy-de-Provence gelegenen Abtei, wo ich wegen einer seelischen Krise infolge eines Burn-outs behandelt wurde. Mit einem guten Freund hatte ich mich nach Südfrankreich begeben, um dort Ferien zu machen, aber vor allem, um auf den Spuren des geliebten Malers zu wandeln. Wir besuchten ein wildes Gelage am Strand von Saintes-Maries-de-la-Mer, wo die spanischstämmigen *Gitanes* im Mai der schwarzen

Sara, ihrer Schutzheiligen, huldigen. Seit geschlagenen vier Nächten hatte ich kein Auge mehr zugetan, und mein Begleiter machte sich große Sorgen, da er um mein psychische Instabilität wusste. Ich hätte nie gedacht, dass sich eine solche Krise ausgerechnet während eines Urlaubs wiederholen könnte. Seelisch ausgebrannt war ich bereits vor etwa zehn Jahren schon einmal gewesen und in eine veritable Depression geglitten, die wohl auch mit der Geburt meiner Tochter zusammenhing. Seinerzeit sprachen die Ärzte von einer Wochenbettdepression, die mich tatsächlich über Monate an meine Liegestatt fesselte. Nachdem ich Hannah zur Welt gebracht hatte, verfiel ich in düsterste Fantasien und durchlebte grauenhafte Schmerzen, die reinweg seelischer Natur waren. Wohl auch die Tatsache, dass ich mit Hannah allein war, weil der Vater uns verlassen hatte, spielte eine große Rolle. Beinahe so lange wie die Schwangerschaft selbst dauerte meine Tiefahrt in die Schwärzen des gepeinigten Bewusstseins.

Im Eppendorfer Klinikum zu Hamburg wandelte ich wie ein Leichnam über die mit

Linoleumböden bestückten, nach Schmierseife duftenden Flure, bis sich eines Tages abrupt alles änderte. Meine Hannah hatte ich bis zu jenem Zeitpunkt nur partiell betreuen können, die meiste Zeit verbrachte der Säugling bei meiner sich außerordentlich aufopfernden Mutter. Jeden Morgen, nach dem Frühstück, suchte ich die Kapelle der Universitätsklinik auf und versuchte zu beten. Jedoch hielt mich die seelische Pein dermaßen fest in ihren Händen, dass ich die Verbindung zum Allerhöchsten nicht herstellen konnte.

Vor dem ersten Zusammenbruch hatte ich, indem ich mit Hannah schwanger ging, hart gearbeitet, in einer am Hamburger Hafen gelegenen, Deutschlandweit führenden Werbeagentur. Meine Kunden, internationale Unternehmen zum Großteil, hielten mich auf Trab und meine beiden Chefs, zwei sportliche, vom Ehrgeiz zerfressene Mittvierziger verlangten mir meine gesamte Kraft ab. Einer von ihnen, der glatzköpfige Jüngere, schwängerte mich in einer vom Wodka getränkten Partynacht. Die meisten meiner Kollegen frönten in jenen Tagen dem ungezügelten Kokainismus, um wach

zu bleiben, doch ich lehnte die mich anwidernde Droge von Grund auf ab, ohne sie je probiert zu haben. Es ekelte mich an, wenn ich bemerkte, dass jemand high war und sich in ein egomanes, sexsüchtiges, ungehemmt Drinks in sich hineinschüttendes Tier verwandelte.

Nein, Rauschmittel hatte ich immer abgelehnt, entstammte ich doch einem Trinkerhaushalt und hatte in meiner frühen Jugend während eines Auslandsaufenthaltes in den USA eine tiefgehende Begegnung mit der sogenannten Straight-Edge-Bewegung gemacht. In Cleveland, wo damals Bands wie Integrity und Ringworm für Aufsehen sorgten, war ich mit Kids zusammen gewesen, die quasi mönchisch lebten, weder rauchten noch tranken und vorehelichen Sexualverkehr ablehnten. Ihre Droge war die Musik, bei welcher es sich um eine Kombination aus Metal und Punk handelt. In diese schnelle und harte Musikrichtung verliebte ich mich einst so sehr, wie später in den von seelischen Leiden geplagten, holländischen Maler. Während meines Auslandsjahres in Cleveland gelobte ich, niemals zu trinken, und hielt mich an den

Schwur, bis der juvenile Werbeagenturbetreiber mich zu einem russischen Kartoffelschnaps überredete. Daraufhin sofften wir bis in den frühen Morgen und zeugten in der Dämmerung meine Tochter. Als ich ihm erklärte, dass ich auf keinen Fall abtreiben würde, ließ mich der ambitionierte Werber sitzen, und die Kündigung war nur eine halbe Woche später in der Post.

So lebte ich während meiner Schwangerschaft von nicht unbeträchtlichen Summen, die ich gespart hatte. Armut und finanzielle Not hatte ich nie gekannt, bis mich der Burn-out vollends aus dem Leben warf.

Nach der erheblichen Krisis war es mir unmöglich, arbeiten zu gehen. Bei meiner inzwischen von der Alkoholsucht kurierten Mutter; der Vater hatte den Kampf gegen das Suchtmittel verloren; zog ich ein, um Hannah aufzuziehen. Denn vorher hatte ich eine Art Epiphanie erlebt, im Gebetshaus der Uniklinik von Eppendorf. Eines Morgens hatte ich, wie jeden Tag um halb acht, nach einem der in der neogotisch gestalteten Kapelle ausliegenden Gebetsbücher gegrif-

fen und mein bevorzugtes Gebet aufgeschlagen, bei dem es um das Alleinsein geht: *„Mein Herr und Gott, es hat sich für mich so ergeben, dass ich allein lebe. Zeig mir, dass mein Alleinsein nicht Einsamkeit sein muss.“* Als ich gebetet hatte, fiel unvermittelt aus dem Gotteslob eine löchrige, zerknitterte Totenkarte, die ich sofort in Augenschein nahm.

Es handelte sich um die Gedächtniskarte für einen gewissen Marian Kolberg, der am 18. August 1978 geboren worden und am 16. Dezember 1999 *ins Himmelsreich aufgefahren* war, wie aus dem knapp bemessenen Text hervorging. Auf der Vorderseite befand sich ein eher bedrückendes Motiv von der Hand Vincent van Goghs, jenes Porträt eines Tabak rauchenden Totenkopfes, welches ich als Kind schon einmal im Van Gogh-Museum in Amsterdam gesehen hatte. Dieses Bild ging mir nicht mehr aus dem Kopf, bis heute denke ich jeden Tag daran, wie auch an den ominösen Marian Kolberg, der am selben Datum wie ich geboren worden war und just an dem Dezembertage starb, an dem meine erste psychische Talfahrt begann. Indem ich das Lei-

chenkärtchen an mich nahm, übergab ich mich, so erschien es mir, dem kurzen Leben des vor dem Millennium Gestorbenen. An jenem Morgen veränderte sich meine Haltung, hatte ich doch wochenlang an Suizid gedacht. In der Morgendämmerung marschierte ich nun, noch bevor im Speisesaal das Frühstück eingenommen wurde, jeden Tag mehrere Kilometer um das Klinikgelände herum, um wieder zu mir zu kommen.

Meine persönliche Therapie funktionierte gut, denn innerhalb weniger Tage verflogen die ernstesten Depressionen und ich widmete mich beinahe heiter den im UKE angebotenen Behandlungen. Vor allem die Kunsttherapie hatte es mir angetan, ich besorgte mir alle Bücher, die ich über van Gogh finden konnte und begann, seine Gemälde nachzumalen. Die Kunst des Genies bildete fortan den Mittelpunkt meines Lebens. Immer wieder reiste ich nach Amsterdam, um mir die dort ausgestellten Werke anzusehen, sie richtiggehend zu studieren, um eine Biografie zu verfassen. Auch nach Saint-Rémy-de-Provence und Arles begab ich mich häufig und versetzte mich in das Gefühlsleben des begnadeten Malers.

Zehn Jahre nach meiner einstigen Krise übergab ich meine Biografie über van Gogh an einen großen Verlag, der in der Regel nur Schriften von Wissenschaftlern publizierte.

Innerhalb dieser Dekade hatte ich meine gesamten Ersparnisse aufgebraucht und auf äußerst bescheidene Weise gelebt. Nur die Reisen nach Holland und Frankreich ließ ich mir etwas kosten. Ansonsten schrieb ich täglich bis zu sechs Stunden und verbrachte die restliche Zeit mit meiner Mutter und Hannah.

Für eine überregionale Tageszeitung sollte ich, deren van Gogh-Biografie im Feuilleton gefeiert worden war, einen Artikel über die Zeit des Malers in der Psychiatrischen Klinik des Klosters Saint-Paul-de-Mausole verfassen und trat aus diesem Grunde zusammen mit meinem besten Freund die Reise dorthin an. In Saint-Rémy-de-Provence angekommen, umkreiste ich immer wieder den Kreuzgang in der auch heute noch als Nervenheilanstalt genutzten Abtei, denn ich benötigte dringend Inspirationen. Zu unserer großen Freude überließen uns der Abt und die Schwestern ein an

van Goghs ehemaliges Patientenzimmer angrenzendes Separee, wo mein Gefährte und ich uns häuslich einrichteten. Von Morgens bis Nachmittags durchforstete ich das umfangreiche Archiv und anschließend traten wir stets gemeinsam lange Wanderungen durch die Umgebung an, wo so viele Landschaftsgemälde von van Gogh entstanden waren. Die Arbeit tat mir gut, doch hatte ich mich in den letzten zehn Jahren so intensiv mit dem Werk des in Saint-Rémy-de-Provence an Wahnvorstellungen leidenden Künstlers auseinandergesetzt, dass ich von Zeit zu Zeit selbst Halluzinationen bekam. Wie mein Freund mir besorgt mitteilte, waren diese das erste Anzeichen für einen bevorstehenden Nervenzusammenbruch.

Er sollte Recht behalten, glitt ich doch allmählich in eine erneute Talfahrt, ohne zu bemerken, wie überarbeitet ich bis dato bereits gewesen war. So wurde ich von der Besucherin zur Insassin der Klinik Saint-Paul-de-Mausole und verbrachte mehrere Wochen in der Provence. Das Studium des Werkes von van Gogh gab ich indes nicht auf, sondern fasste den Entschluss, nach

meiner Wiedergesundung direkt nach Amsterdam zu fahren, wo ich weitere Nachforschungen anstellen wollte. Im Garten des Hospitals und auf den Hügeln der angrenzenden Gebirgskette bewunderte ich das Spiel der Farben, die den großen Maler einst gefesselt haben mussten. Ich wanderte weiterhin täglich auf den Ausläufern des Alpillen-Gebirges und fand immer wieder Motive, die in van Goghs Bildern auftauchen. In meinem Krankenzimmer, wo mich mein Reisebegleiter, der bereits nach Deutschland zurückgekehrt war, an jedem Wochenende besuchte, hing ein Replikat des berühmten Selbstportraits, welches den Künstler mit einem weißen Verband über dem abgeschnittenen Ohr, einer Pfeife sowie einer Pelzmütze zeigt. Um dieses Selbstbildnis zu sehen, plante ich die Fahrt ins van Gogh-Museum, wo das eigentlich im Kunsthaus Zürich ausgestellte Gemälde im Rahmen einer Schau der Selbstportraits des Malers gezeigt wurde. Nachdem eine Frist von sieben Wochen abgelaufen und meine Stimmung nicht zuletzt durch die Gabe von Antidepressiva aufgehellt worden war, erlaubte mir der behandelnde Arzt die

Rückreise nach Hamburg, wo meine besorgte Mutter und Hannah schon auf mich warteten. Dass ich aber direkt nach Amsterdam reisen würde, verriet ich dem Professor der Psychiatrie nicht.

Auch während meiner Zeit in Saint-Rémy legte ich mein Gotteslob nicht aus der Hand, denn der Draht zum Allerhöchsten wurde stark beansprucht. Ich betete um Gesundheit und darum, nie wieder eine Klinik aufsuchen zu müssen. Zur lieben Gewohnheit hatte ich es mir gemacht, die eigentümliche Trauerkarte von Marian Kolberg neben eine brennende Kerze zu legen, die meine Gebete in ein warmes, gelbliches Licht kleidete. Was hatte sich van Gogh wohl gedacht, als er den Totenkopf mit Zigarette kreierte? Handelte es sich um ein Memento mori, oder gar um ein morbides Selbstportrait? Meine Identifikation mit dem Dargestellten ging so weit, dass ich mit dem Rauchen begann und diese lästige Angewohnheit bis heute nicht aufgab.

Der gute Freund war gar nicht begeistert, als ich ihn aufforderte, mich unmittelbar nach Amsterdam zu bringen. Doch schließlich setzte er sich ans Steuer seines

weißen VW-Busses und peilte mit dem Navigationsgerät die Niederlande an. Im an der Korte Leidsedwardsstraat gelegenen Amsterdam Hostel Uptown quartierte ich mich in ein modernes Einzelzimmer mit Blick auf die Lijnbaansgracht ein und widmete mich zuerst einmal einem reichhaltigen, aus Zimttee, altem Gouda, Rosinenbrötchen und Vanille-Vla bestehenden Frühstück, waren wir doch in der Nacht über zehn Stunden gefahren. Da ich über wenig Geld verfügte, musste ich mit einem Hostel vorliebnehmen, obwohl ich die dort residierenden, laut sprechenden Hipster und ihre auf Neo-Hippie gestylten Studentenfrendinnen nicht leiden konnte. Die Bärte und Zöpfe der Youngster und der absichtlich leicht schmuddelige Look, fettige Haare und sorgsam kultivierte Akne, der auf ihre Leiblichkeit bedachten Erasmus-Stipendiatinnen widerte mich extrem an, doch mir blieb nichts anderes übrig, als mich mit den schnatternden Flittchen zu arrangieren. Glücklicherweise brachte mich die unerwartet köstliche sowie variationsreiche Frühmahlzeit auf andere Gedanken und ich nahm die auf den gebrauchten

Couchs im Foyer herumgammelnden, virtuelle *Wargames* auf einer hochmodernen Videokonsole spielenden Typen kaum noch wahr. Es faszinierte mich zu sehen, wie diese auf Öko machenden Testosteronmonster in einer Weltkriegs-Simulation wieder und wieder auf computeranimierte Feinde ballerten, dass das gepixelte Blut nur so spritzte.

Nachdem ich bis zur benachbarten Spiegelgracht flaniert war, nahm ich von meinem Freund Abschied und beschloss, einen frühen Wodka zu trinken. Denn dem Alkoholgenuss hatte ich mich schließlich seit mehreren Monaten nicht mehr hingegeben. So betrachtete ich die bräunlich-roten Fassaden der mich auf ästhetischer Ebene befriedigenden Backsteinhäuser und die im farblichen Kontrast dazu stehenden hellblauen oder weißen Fensterrahmen und -läden, um daraufhin das Café Hans en Grietje aufzusuchen, wo selbstverständlich keine Spirituosen serviert wurden. So begnügte ich mich mit einem kalten Glas Chocomel, blickte verträumt auf die dunkle, vom starken Wind aufgeraute Wasseroberfläche der Gracht und machte mich dann

auf den Weg zurück zur Jugendherberge, wo ich eine Stunde lang ruhen wollte. Mehrere mächtige Rabenvögel machten sich vor den gespiegelten Fenstern des Restaurants In de Buurt über ein bereits zeretztes Eichhörnchenkadaver her, und ich bemerkte, dass ich zu weit geschlendert war.

Das einfache Einbettzimmer sprach mich farblich durchaus an, dominierte doch ein markantes Zitronengelb die Holzflächen von Bettkasten, Schreibpult, Stuhl und Kleiderschrank. Auch die Fensterbank wies den mich beruhigenden Farbton auf, wohingegen die Fußbodendielen im kontrastierenden Marineblau gestrichen waren. Über die so sauberen wie gemütlichen, schätzungsweise fünfundzwanzig bis dreißig Quadratmeter Privatsphäre freute ich mich, drehte die Heizung höher und schlüpfte unter frisch gestärkte Laken. Meine Freude wurde zunächst ein wenig gemindert, durch den im Graffiti-Stil an die Raufasertapete geworfenen Schriftzug. Zuerst wollte ich wütend werden, aufgrund des Vandalismus, dann aber inspirierte mich der, wie ich wusste, von Curtis Mayfield stammende Satz: *(Don't worry) If there's a hell below,*

we're all gonna go, der mich in einem längst vergangenen Lebensabschnitt intensiv beschäftigt hatte.

Nach einem erquicklichen Schläfchen zückte ich mein Gotteslob und entnahm dem schwarzen Gebetsbuch die darin befindliche Gedenkkarte für Marian Kolberg, um sie, wie ich es mir zur Gewohnheit werden lassen hatte, in mein Gebetsritual einzuschließen. Am aus rotem Backstein und Dekorationen aus Naturstein bestehenden, im Baustil der holländischen Renaissance gestalteten Bahnhof Amsterdam Centraal, wo mich der loyale Gefährte am frühen Morgen absetzte, hatte ich ein dunkelblaues Päckchen Van Nelle Halftware Shag erstanden, welches ich nun öffnete. Erdiger Tabakduft strömte mir in die Nasenlöcher, als ich mir eine Zigarette drehte. Den beinahe weißen Rauch blies ich behutsam aus dem gekippten Fenster und passte dabei auf, dass nicht der im Zimmer installierte Rauchmelder Alarm schlug. Melancholisch nahm ich das Treiben auf der Korte Leidsedwardsstraat in Augenschein und freute mich ein wenig über die Unbefangenheit der jungen Leute, die vor dem

Hostel saßen und ebenfalls Tabakstäbchen entzündeten.

An den Horden von Teenagern und Twens vorbei, bewegte ich mich gemächlich auf das historische Kino Pathé City zu, welches 1935 gegründet worden war und eine beeindruckend schlichte, mit kubistischen Elementen versehene Fassade aufweist. Kurz darauf bog ich in die Kleingartmanplantsoen ein, um mich von dort aus auf den berühmten Konzertsaal, das Paradiso, zu zubewegen, wo ich in den mittleren 1990er Jahren die Jazz-, Punk- und Reggae-Einflüsse kombinierende Combo Bad Brains live gesehen hatte. In der Zeit von 1879 bis 1880 war das Gebäude als Kirche der Freien Gemeinde von dem Architekten Gerlof Bartholomeus Salm und dessen Sohn im neuromanischen Stil erbaut, und 1968 von Amsterdamer Hippies als Konzerthaus eröffnet worden. Angetan von der architektonischen Vielfalt, erreichte ich das Van Gogh-Museum nach einem, mich über die Maßen vitalisierenden, zehnminütigen Spaziergang.

Dr. Aaltje van Jongsma, Direktorin des Museums und mit mir befreundete Kunst-

historikerin, öffnete mir die Pforten des noch verschlossenen Gebäudes und führte mich unmittelbar zu jenem Werk, das ich eingehend studieren wollte, *Kop van een skelet met brandende sigaret*. Mir blieb etwa eine Stunde, bis Horden von Touristen die ruhige, fast sakrosante Atmosphäre in ein buntes, vielstimmiges Treiben verwandeln würden. Außer dem Bild *Schädel mit brennender Zigarette* wollte ich noch das aus Zürich stammende Selbstportrait ansehen, um herauszufinden, weshalb ausgerechnet diese beiden Arbeiten mich auf so unvergleichliche Weise fesselten. Aatje ließ mich ganz allein, so war es mir möglich, mein Gebetsbuch aufzuschlagen, und ein kurzes Dankesgebet für van Gogh zu sprechen. Die Darstellung eines Totenschädels hatten Konservatoren mit einer Glasscheibe versehen, die mir den direkten Kontakt mit den pastos aufgetragenen Farbschichten unmöglich machte. Lange und gemächlich ließ ich das in dunklen Tönen gestaltete Gemälde auf mich wirken, doch wurde ich durch eine wieder und wieder auf mich einstürzende Vision geblendet. Im spiegelnden Glas erkannte ich eine leichenblasse, mich

an meine Tochter Hannah erinnernde Silhouette, die immer dann auftauchte, wenn ich meine Augen schloss. Irritiert und verärgert machte ich mich auf, um van Goghs Selbstbildnis anzusehen. Hierzu durchquerte ich den unterirdischen Korridor, der die beiden Gebäudeteile des Museums miteinander verbindet. Auch das Porträt war durch eine Glasscheibe geschützt, und auch hier tauchte wiederholt der geisterhafte Umriss einer weiblich anmutenden Person auf, sobald ich meine müden Augenlider rieb.

Ganz eindeutig bemächtigten sich meiner erneut intensive Halluzinationen, dachte ich und bat Dr. van Jongsma um einen starken Douwe Egberts-Kaffee, den mir liebsten Stimmungsaufheller. Nach dem Genuss des koffeinhaltigen Heißgetränks ließ mich Aaltje wieder allein, nachdem ich ihr versichert hatte, dass ich nicht kollabieren würde.

Das Gespenst wollte nicht von mir ablassen, also zückte ich das Gedenkkärtchen für Marian Kolberg und las den dort stehenden Psalm: *„Denn der Herr ist deine Zuversicht, der Höchste ist deine Zuflucht. Es*

wird dir kein Übel begegnen, und keine Plage wird sich deinem Hause nahen. Denn er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen, dass sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.“ Vor dem in Öl gemalten Skelett stehend, befiel mich ein Schwindelgefühl, alles um mich herum drehte sich und ich stürzte zu Boden. Dann wurde mir schwarz vor Augen und ich träumte von einem schwächtigen, feminin aussehenden Jungen, der mir eine Zigarette in den Mund steckte und diese entzündete. Schließlich führte mir der Knabe ein Mädchen vor, welches ich nur allzu gut kannte, er umarmte und küsste meine Hannah, die seine Liebkosungen schwesterlich erwiderte. Vor meinem geistigen Auge wurde van Goghs Totenschädel lebendig, dichter Rauch quoll aus seinem skelettierten Mund, während er immer fort den Namen Marian von sich gab.

Entsetzt stürmte Dr. Aaltje van Jongsma mit einem Feuerlöscher auf mich zu, um das in Brand stehende Meisterwerk van Goghs zu retten, Sirenen heulten auf und erzeugten in mir das Gefühl von eisiger Käl-

te. Zusammengekauert hockte ich vor einem Heizkörper, als mir Rettungskräfte eine Decke reichten und beruhigend auf mich einredeten.

Dass ich einen Zwillingsbruder gehabt hatte, der bis zu seinem frühen Tod in einem Heim für psychisch auffällige Straftäter mehr vegetierte als lebte, erfuhr ich zu guter Letzt von meiner Mutter, die mein loyaler Gefährte zusammen mit Hannah nach Amsterdam geholt hatte. Meine Lieben brachten mich in den abfahrbereiten Krankenwagen und wichen nicht von meiner Seite, bis das von einem Arzt injizierte Beruhigungsmittel seine Wirkung zeigte.

GRYPHUS

Am Tag nach seiner Geburt hatten die Eltern des Kindes Gryphus vor die Tore des Klosters Hellweg im Teutoburger Wald in ein Weidenkörbchen gelegt und den Türklopfer betätigt. Als sie gehört hatten, dass sich jemand näherte, hatten sie die Flucht ergriffen und ihren Sohn zurückgelassen. Dass Gryphus derartig missgestaltet auf die Welt gekommen war, hatten ihm die Eltern nicht verzeihen können. Sofort war klar gewesen, dass der Junge nicht von ihnen aufgezogen werden sollte. Obwohl Mischwesen und vergleichbare Spukgestalten im Dickicht des Waldes ihr Unwesen trieben und für vielerlei Fabeln und Märchen Vorbild waren, hatten die Eltern die Tatsache

nicht akzeptieren können, dass ausgerechnet ihr kleiner Gryphus wie eine Fantasiefigur aussah.

Vor über einhundert Jahren hatte sich der Kloostervorsteher des Knaben angenommen und ihm eine sorgfältige Ausbildung angedeihen lassen. Im Kloster Hellweg war Gryphus sicher, lebten hier doch allerlei Findelkinder und Waisen in stiller Eintracht zusammen. Man frönte dem klassischen Klosteralltag, der aus Gebeten sowie Arbeit bestand. Das Jahrhundert war an Gryphus vorbei geeilt wie eine Dampflok, und doch hatte der Hundertjährige nach wie vor das Aussehen eines Kindes. Seine Flügel hatte er bisher nicht einsetzen können, wie feuchte Lappen hingen sie von seinen Schultern. Auch die klauenartigen Füße und seine mit Krallen versehenen Hände hatten offenbar keinerlei Funktion. Seine Ahnen mögen vor Urzeiten am Himmelszelt geflogen sein, mögen mit ihren Raubtierextremitäten wilde Kämpfe geführt haben. Insgeheim träumte Gryphus von den vergangenen Epochen, als Wesen von seiner Gestalt noch verehrt, oder wenigstens gefürchtet worden waren. Heute war das

anders, auch schon am Tag seiner Geburt hatten für Kreaturen, die nur bedingt menschlich wirkten, andere Regeln gegolten. Eltern schämten sich für ihre außergewöhnlichen Nachkommen, und so hatten sich auch sein Vater und die Mutter von ihm getrennt, bevor sie sich an ihn gewöhnen hatten können.

Hätte er doch nur ein wenig mehr Zeit mit seinen Erzeugern verbringen können, dachte Gryphus, dann hätten sie ihn schon lieben gelernt, war er sich sicher. Sein Ersatzvater, der Abt, war bereits vor vierzig Jahren gestorben, einen Nachfolger hatte es nie gegeben, denn die antike Abtei war in Vergessenheit geraten. Indes war es auch in der Gegenwart noch üblich, ungeliebte Kinder in einem Körbchen vor die steinernen Tore zu setzen. Gerade die hässlichen Säuglinge, bucklige, einäugige oder mit mehreren Armen ausgestattete Geschöpfe, wurden von ihren Eltern im Kloster Hellweg abgegeben.

Auf dem Lande war es darüber hinaus üblich, die bemitleidenswerten Wesen im Stall anzuketten wie Vieh. In den Dörfern existierten die traurigen Gestalten aus-

schließlich im Dunkeln, niemand wollte über ihr Dasein berichten oder auch nur davon wissen.

Von Abt Wolfgang hatte Gryphus vieles gelernt, auch die bedingungslose Toleranz allen Kindern Gottes gegenüber. Nach Wolfgangs und damit auch Gryphus' Betrachtungsweise war jedes humane Lebewesen gleich viel wert, egal ob es zwei Köpfe oder Ziegenfüße hatte. Gryphus wusste um das besondere Bedürfnis nach Liebe, welches die Ausgestoßenen nötig hatten. Die von der Gesellschaft Verachteten bedurften eines hohen Maßes an Väterlichkeit und elterlicher Fürsorge. Wohlwollend und warmherzig, liebevoll und aufopfernd versorgte Abt Wolfgang den geflügelten Gryphus seinerzeit. Und dieselbe Menschenfreundlichkeit praktizierte auch der von seinen Eltern verstoßene Gryphus.

Die Dekaden kamen und gingen, und Gryphus stellte fest, dass er nicht im Geringsten alterte. Den greisen Klostervorsteher Wolfgang pflegte Gryphus mit der gleichen Hingabe wie die geächteten, im Kloster Hellweg Zuflucht findenden Kinder. Dann kam die Zeit, in der Abt Wolfgang

starb und in der nach und nach die finsternen Herrscher an die Macht kamen. Überall, auch vor den Toren der Abtei Hellweg, tauchten die in schwarz gehüllten Männer mit ihren roten Armbinden auf, um Unheil zu bringen. In jenen düsteren Jahren hatte das Kloster großen Zulauf, beinahe wöchentlich kamen neue Insassen in das historische, im Mittelalter entstandene Bauwerk. Sogar die ungenutzten Türme wurden umfunktioniert und zu Unterkünften ausgebaut.

Gryphus hatte innerhalb einer Jahresfrist lernen müssen, wie man ein Kloster führt und wie man die Unterbringung von zutiefst verstörten Kindern zu planen hatte. Die Abtei Hellweg wurde landesweit bekannt und immer häufiger erschienen auch Parteigänger der finsternen Herrscher, die aus rätselhaften Gründen an den im gotischen Kloster untergebrachten Waisen und Verstoßenen interessiert waren.

Eines Morgens klopfte es an der Türe, und Gryphus sah nach, wer dort wartete. Es handelte sich um eine Abordnung der finsternen Herrscher, die verlangten, dass mindestens ein Dutzend Bewohner an die Par-

tei ausgeliefert werden sollten. Falls er, Gryphus, dem Befehl nicht nachkäme, so die bewaffneten Söldner, würde man die Abtei Hellweg umgehend schließen und alle Mädchen und Jungen mitnehmen.

An diesem Tage fühlte sich Gryphus zum ersten Mal erwachsen. Denn er wachte auf und bemerkte Bartstoppeln an seinem Kinn, welches bisher immer vollkommen glatt gewesen war. Auch registrierte Gryphus eine Art dunkler Energie in sich fließen, die sich ihre Bahn brach, als die finsternen Herrscher auf der Auslieferung seiner Schützlinge bestanden. Gryphus hatte sich an diesem Morgen innerhalb weniger Minuten verändert. Ungebändigte Wut, wilder Zorn brandete im Meer seiner Gefühle auf, betrachtete er sich doch als Vater der Unge liebten.

Als einer der Schergen seine Pistole an Gryphus' Schläfe drückte, handelte dieser auf ganz natürliche Weise. Er wusste genau, was er zu tun hatte, Instinkt sowie Intuition leiteten den Erbosten, der den Söldner im Bruchteil einer Sekunde entwaffnete. Daraufhin begannen dessen Kumpane zu schießen, doch Gryphus wich automa-

tisch aus. Als sie auf seinen Kopf zielten, erhob er sich sogar in die Lüfte und konnte erstmals in seinem langen Leben die Vorzüge der Flugkunst genießen. Er fühlte sich nicht nur unbesiegbar, er war es auch. Die Schergen hatten keine Chance. Unverrichteter Dinge mussten sie von dannen ziehen. Und Gryphus hatte nicht einmal ein Drittel der neuartigen, ihm zur Verfügung stehenden Energie verbraucht. Indem er oberhalb der Zinnen der Wehrtürme schwebte, spürte er, wie die Krallen an seinen Füßen und Händen zum Leben erwachten. Er war nun voll und ganz einsatzbereit und würde die Schutzbefohlenen mit Haut und Haar gegen die finsternen Herrscher verteidigen.

Und diese Bereitschaft erwies sich auch als notwendig. Denn die Schergen erklärten dem Kloster Hellweg den Krieg. Täglich kamen sie in den Teutoburger Wald, um an die Tore zu klopfen.

Die Angst der Kinder stieg ins Unermessliche, doch Gryphus war für sie da und hatte einen Plan ausgeheckt. Ab jetzt trainierten die im Kloster Beheimateten jeden Tag für mehrere Stunden und schulten ihre außergewöhnlichen Kräfte. Jedes der Mäd-

chen und Jungen konnte Fähigkeiten vorweisen, die zur Abwehr der finsternen Herrscher dienlich waren. Einige waren, wie Gryphus, in der Lage zu fliegen, andere beherrschten Telekinese und Telepathie, konnten also Gegenstände mithilfe ihres Willens bewegen und die Gedanken der Feinde lesen. Nur wenige Wochen dauerte es, bis Gryphus ein wahres Heer von Kämpferinnen und Soldaten ausgebildet hatte. Durch die Furcht vor den Häschern waren in den Bewohnern der Abtei Hellweg Schalter umgelegt und verborgene Energien geweckt worden. Einstmals waren die ungeliebten Kinder Opfer gewesen, vermeintlich wehrlose Wesen, die sich vor dem Tageslicht versteckten. Aber jetzt hatten sie sich in selbstbewusste Krieger verwandelt, die alles Nötige tun würden, um ihre Heimstatt zu verteidigen.

Über die Jahre wehrten die Insassen des Klosters Hellweg mehrere Angriffe der finsternen Herrscher ab und festigten somit ihre Position. Gryphus war stolz auf seine Truppe, deren Kampfeswillen so ausgeprägt war, dass sie gemeinsam die düstere Zeit überlebten. Nach zwölf Jahren endete das

Regiment der Söldner des Bösen und die Nation atmete auf. Endlich konnten sich die unterjochten Menschen wieder frei bewegen und in Frieden leben.

Auf die Abtei Hellweg waren indes die Geheimdienste verschiedener Länder aufmerksam geworden. Gryphus, der in der vergangenen Dekade stark gealtert war, blieb im Kloster zurück. Aber die Kinder, unter denen sich nun auch Erwachsene befanden, schwärmten aus in alle Welt, um die Lehren von Gryphus zu verbreiten. Jungen Gedankenlesern, Flugkünstlern, Magiern, Halblöwen und ähnlichen Geschöpfen war es nun erlaubt, ihre besonderen Fähigkeiten für gute Zwecke einzusetzen.

Die Trauer war groß, als sich herausstellte, dass Tausende von Wesen, wie sie im Kloster überlebt hatten, von den finsternen Herrschern getötet worden waren. In der Kapelle der Abtei errichtete Gryphus ein Denkmal für die Toten. Er machte sich Vorwürfe, dass er nicht noch mehr Kinder gerettet hatte. Und er ermutigte seine ehemaligen Schüler, durch aller Herren Länder zu ziehen, um Ihresgleichen aufzuspüren und zu schulen.

Bald existierte eine Elite von Kämpfern und Soldatinnen, die allesamt über besondere Talente verfügten. Bei Kriegseinsätzen wurden sie zu Rate gezogen, da ihr Wissen einzigartig war. Ihre Andersartigkeit wurde nun belohnt, sie gründeten Familien, reisten durch die Welt und boten ihre Dienste an.

Gryphus freute sich immer, wenn es in den Nachrichten hieß, dass einer seiner Schützlinge einen Anschlag vereitelt oder ein Heer in die Flucht geschlagen hatte. Unterdessen wurde der Geflügelte älter und gebrechlicher. Die ehemaligen Bewohner der Abtei Hellweg kümmerten sich mit voller Hingabe um ihren Ersatzvater und schenkten ihm wunderbare Altersjahre.

Als Gryphus dann starb, versammelten sich Hunderte im Kreuzgang des Klosters und begleiteten ihr heldenhaftes Vorbild auf seinem letzten Weg, an einem warmen Sommertag. Gryphus lag auf Rosen gebettet im Zentrum des Innenhofes, unmittelbar neben dem Brunnen, aus dem ein treuer Diener immer wieder frisches Wasser schöpfte, um dem Sterbenden die Stirn abzutupfen, und schlief friedlich ein. Man er-

zählte sich, er habe mehr als anderthalb Jahrhunderte gelebt.

Sein Vermächtnis ist immens. Denn heutzutage ist es üblich und an der Tagesordnung, dass die ehemals Verachteten ihre Talente nutzen können und sogar dafür entlohnt werden. Ohne die Erben der Lehren von Gryphus würden heutige Spionageaktionen und damit einhergehende Friedensmissionen gar nicht ablaufen können. Außerdem haben sich Gryphus' Kinder vermehrt und seine Kenntnisse damit potenziert. Niemand fürchtet sich in unseren Zeiten mehr vor Kreaturen, die Flügel, Hörner, drei Augen, Krallen oder Schweife besitzen. Nein, heute verehren wir sie wieder, wie in alten Zeiten und freuen uns darüber, dass es sie gibt. Sie beflügeln die Fantasien der Menschen, geben ihnen Hoffnung und erfüllen sie mit Liebe. Denn sie, die Nachfolger des Gryphus, beweisen, dass das Aussehen zweitrangig ist. Was zählt, sind einzig die beachtlichen Taten, die sie und auch die gewöhnlichen Menschen vollbringen.

Am Tag seines Todes versammeln sich noch heute die Menschen jährlich am Grab

des Gryphus im Kloster Hellweg im Teutoburger Wald, um in Stille zu beten und ihm dafür zu danken, dass er in finsternen Epochen für sie dagewesen ist. Als Vater und als Vorbild.

IM ZWIELICHT

Es ist bereits elf Uhr abends, die Sommerferien neigen sich dem Ende zu. Und Davids Vater hat immer noch nicht gerufen. Also können die Kinder weiterhin draußen bleiben und spielen. Die Burton Lane nennen sie ihre Zone, denn außerhalb dieser im Chicagoer Vorort Park Ridge gelegenen Straße, dürfen die drei Geschwister sich, auf Geheiß des Vaters, nicht aufhalten.

Heute dämmerte es äußerst früh, die Laternen leuchten seit einiger Zeit gelblich und Motten schwirren um die Lichtspender herum. David sagte neulich zu seiner Mutter Kate, dass man in ihrer Zone alles erleben könne und dass man sich gar nicht aus

der Burton Lane heraus bewegen müsse, um die Welt kennen zu lernen.

Obgleich das Licht schwach ist, sammelt David ohne Unterlass tote Motten, Käfer und andere Insekten, die er auf eine rot getränkte Leinwand klebt. Er empfindet große Angst und geht systematisch sowie diszipliniert vor, ordnet er doch die toten Tierchen nach ihrer Größe und Art. Seine eigene Arbeit flößt ihm Furcht ein, denn er weiß, dass etwas Totes eigentlich in Ruhe gelassen werden sollte.

Jennifer betrachtet den manisch an seinem Opus werkenden, älteren Bruder. Und auch John, das jüngste der Geschwister, fühlt sich von dem Friedhof in scharlachroter Ölfarbe angezogen.

Hungrig wartet David nun auf den Ruf des Vaters, der indes ausbleibt. So machen sich die Kinder auf, sind im Begriff, ihre Zone zu verlassen, um bei McDonald's ihr Taschengeld auf den Kopf zu hauen.

Die nackte Frau wankt über den Bordstein, ihre Haut ist milchweiß und der Mund blutverschmiert. David kennt die Lady bereits, taucht sie doch in seinen Träumen regelmäßig auf. So findet er es ganz

natürlich und folgerichtig, sich ihr zu nähern. Jedoch hält ihn und seine Geschwister eine unsichtbare Macht davon ab, noch näher zu kommen. An ihren Handgelenken erkennt David schwärzlich-blaue Blutergüsse. Der Teenager geht noch einen weiteren Schritt auf sie zu.

Da setzt sie sich unvermittelt auf den Gehweg, nimmt den Kopf zwischen die Hände und beginnt zu weinen. Jennifer heult ebenfalls, weicht aber nicht von der Seite ihres Bruders, den sie für weise und sogar allwissend hält.

Als die Kinder ihren Weg fortsetzen, und die Nackte allein zurücklassen, stoßen sie auf eine von der Frau ausgehende Blutspur. Am Horizont taucht das Logo der Fastfoodkette McDonald's auf, ausgehungert erhöhen die drei Geschwister ihr Schrittempo.

Ein Knall ertönt in der Ferne, dann steigt Rauch auf, eine gewaltige Säule aus schwarzem Feuer. Eigentlich beabsichtigt David, seiner Schwester und dem Bruder Hamburger und Pommes Frites zu kaufen, doch zunächst folgen sie den fein gesprenkelten, roten Spritzern, die im Schein der Laternen auf dem Asphalt leuchten.

Die Strecke führt auf den Parkplatz des Schnellrestaurants, wo nur ein schwer beladener Pick-Up-Truck steht. Unter dem mit Holzplanken bestückten Gefährt liegt eine hellgrüne Woldecke. Auf ihr befinden sich größere Blutflecken.

David und John ziehen die Decke vorsichtig beiseite, während Jennifer hinter einer Ecke aufpasst, dass ihre Brüder nicht erwischt werden.

Unter der Decke wartet ein Schacht auf die von Neugier Getriebenen, in den eine schmale Treppe führt. Sofort gehen die Drei hinab und stoßen auf eine massive, vermeintlich unbewegliche Metalltüre. Mit vereinten Kräften gelingt es dem Trio schließlich, den Zugang zu öffnen. Blut klebt an der Türklinke und auch auf dem Betonfußboden. Mutig betreten John, David und Jennifer einen riesigen Raum.

Von Pechfackeln erzeugtes Feuer erhellt die höhlenartige Behausung in flackerndem Licht. Auf einer Leinwand läuft ein Film ab, der zeigt, wie die drei Kinder in den Keller kommen. David ist stark verängstigt, als er sich und seine Geschwister dabei betrachtet, wie sie ratlos um sich herum blicken.

Vor der Leinwand sitzen Hunderte von stummen Menschen, die das Treiben im Film verfolgen. Abgesehen von den Fackeln und dem Projektor gibt es keinerlei Lichtquellen, und doch kann David im Zwielflicht erkennen, dass die Zuschauer gefesselt und geknebelt sind. Manchmal ertönt ein leises Grunzen, dann wieder ein bis ins Knochenmark dringendes, schrilles Pfeifen. Einige starren monomanisch auf das Geschehen im Film, andere hängen mit geschlossenen Augen in ihren komfortablen, mit purpurnem Samt ausgekleideten Sesseln. Ein Buckliger streift durch die Sitzreihen, um Schlafende unsanft zu wecken. Mithilfe einer Rute drischt der von Hässlichkeit Gezeichnete auf die Schlummernden ein. Blut spritzt aus den Wunden auf ihrer Haut, sind die Menschen doch allesamt unbekleidet.

David bezeugt, wie auf der Leinwand jetzt sein Vater zu sehen ist, der sorgenvoll durch die Burton Lane geht, auf der Suche nach seinen Kindern. Dann zeigt der Film den Ort, wo die nackte Frau sich zum Heulen hingesezt hatte. Anstelle der Entblößten findet sich ein Aschehäuflein.

Plötzlich wird der bucklige Wärter auf die Kinder aufmerksam, und verfolgt sie mit tippelnden Schritten.

Aus dem Filmprojektor dringen nun orange-gelbliche Farbstrahlen, welche ein neues Bild an die Leinwand werfen. Zu sehen ist die Endlosschleife eines tanzenden, mit einem Bärenkopf geschmückten Mannes, der immerzu ein Feuer umkreist und dabei gutturale Laute ausstößt. In seinen Händen hält der Tanzende Knöchlein, Federn, ein Marien-Amulett sowie Spielkarten. Diese Gegenstände wirft der Mann ins Feuer, um sie kurze Zeit darauf wieder herauszuholen. Mithilfe eines Gebräus, welches er aus einer Schnapsflasche trinkt, löscht der Knurrende die versengten Kultobjekte und erzeugt im Feuer violette Stichflammen.

Nun rennen die Kinder auf den Ausgang zu, während der Bucklige ihnen auf den Fersen ist. Kraftvoll stoßen sie die Metalltüre zu und verriegeln sie von außen.

Davids Vater erreicht die McDonald's-Filiale just in dem Moment, als seine Tochter und die Söhne den dunklen Schacht verlassen. Er befördert einen für David nicht

zu erkennenden Gegenstand auf die Lade-
fläche des Pick-Up-Trucks, um den Motor
des Chevrolets umgehend zu starten.

Daheim schicken Kate und der Vater
John, David und Jennifer sofort ins Bett,
noch nie hatte der älteste Sohn die Kälte
bemerkt, die sich in ihrem geräumigen
Holzhaus ausbreitet. Bisher stellte sein El-
ternhaus stets einen Hort der Liebe und
Wärme dar, ein Stück heile Welt.

Spät in der Nacht begibt sich David in
die Küche, um kaltes Leitungswasser zu
trinken. Dabei wird er einer geöffneten Tü-
re im Boden gewahr, die zu einer Art Kel-
lergeschoss zu führen scheint. Von der Öff-
nung im Holzfußboden hatte der Junge nie
zuvor Notiz genommen. Auf der Straße
schleicht ein sich auf das Haus zu bewege-
nder, sich am Pick-Up zu schaffen ma-
chender Schatten herum. Sofort versteckt
sich David hinter dem Sofa und hält den
Atem an.

Der unbekannte Eindringling dreht den
Schlüssel im Haustürschloss um und betritt
das Wohnzimmer, während aus dem Keller-
loch ein leises Pfeifen erklingt.

„Vater!“, spricht David und erwischt den Überraschten dabei, wie er die mit Fell bezogene Kopfbedeckung auf die Couch gleiten lässt. Kate, die Mutter, taucht nun am Rand der Bodentür auf, entsteigt dem Schacht und nimmt ihren irritierten Sohn in die Arme. Währenddessen greift sich der Vater behutsam den Bärenkopf, um das Objekt dann unsanft in den Keller zu werfen.

Am nächsten Morgen erwacht David aus tiefstem Schlaf und ist sich sicher, die Geschehnisse der Nacht bloß geträumt zu haben. Dann erinnert er sich an den Zugang zum unterirdischen, mitten unter dem Elternhaus befindlichen Raum. Gewissenhaft und mit pulsierendem Herzen sucht der Junge die Stelle ab, wo sich in der letzten Nacht der Schacht eröffnete, doch er wird nicht fündig.

Indem David das Atelier seines Vaters betritt, stockt ihm der Atem. Denn neben dem Porträt eines mit Bärenkopf behüteten Mannes steht sein eigenes Insektenbild. In parallel angeordneten Reihen kriechen die wieder lebendigen Tierchen auf eine im Feuerschein leuchtende Wand zu.

SCHWARZER MONOLITH

In der kühlen Gruft streife ich umher, die Namen meiner Ahnen gehen mir durch den fauligen Schädel. Tiefer und tiefer fiel ich, bis ich hier landete, im Sepulcrum auf dem Zentralfriedhof der Stadt Monasteria.

Meine Gemälde, sie retteten mich auch nicht mehr. Denn die zerstörerische Kraft der unerwiderten Liebe war größer, ist und bleibt umfassender sowie intensiver.

Ich unternahm alles, um meinen Niedergang aufzuhalten und heulte in meiner abgedunkelten Kemenate um mein Leben. Nachts strich ich um die Gräber, studierte Inschriften, fuhr mit den Fingerkuppen über Kreuze, Engelsfiguren und auch abstrakte Formen.

Unsere Familiengruft ziert eine bewaffnete Jungfrau Maria. Zwei Schwerter hält sie in ihren feingliedrigen Händen, zwölf weitere Stichwaffen umrahmen ihr entblößtes Herz, welches marmorne Tropfen blutet.

Langsam öffne ich den Deckel des steinernen, mit Renaissance-Mustern überzogenen Quaders, in welchem die sterblichen Überreste meiner Mutter aufbewahrt werden.

Ach, so ziehen die Jahre ins Land, stets bin ich auf der Suche nach seelenverwandten Geistern, nach Kreaturen, denen die Liebe ebenfalls den sicheren Tod brachte, den unvermeidlichen Abgang ins unterirdische Reich.

Hier passiert nicht viel. Manchmal bringt der Regen Nässe, durchfeuchtet die modrige Erde, aus der fidele Salamander schlüpfen. Ich sammele die anmutigen Reptilien, kommuniziere mit ihnen, denn ich habe keinen Ansprechpartner.

Von meinem einzigen Freund, meinem Hüter, wandte ich mich ab, vor langer Zeit. Half er mir doch nicht, in den Stunden der Trauer, den in Zeitlupe verstreichenden Mi-

nuten der Pein. Seinem Widersacher bot ich meine Seele an, aber er wies sie zurück.

Als ich noch lebte, dort oben, oberhalb der Erdgrenze, betete ich stetig und inständig, kniete vor meinem selbstgebauten Altar, der Hühnerbeine, Glasperlen, purpurne Kerzen sowie Fässchen mit Olibanum enthielt.

Mit dem Voodoozauber experimentierte ich nicht nur, ich wendete ihn konkret an, verhexte die Seele meiner Geliebten.

Joceline teilte alles mit mir, vor allem die Tränen des Glücks. Und heute kauere ich auf meinem metallenen Sarkophag und verfasse Epitaphien, kratze Kupferstiche in die um die Totenladen gruppierten Vasen. Joceline kam nie hierher, nicht einmal zur Beerdigung. Sie verschwand aus meinem Leben, absolut und radikal. Unsere Verbindung war einzigartig, doch sie kehrte mir den Rücken zu. Selbst während der endlosen, im Hospital verbrachten Monate, sah sie von Besuchen ab.

Schwarz wurde ich, wie der Monolith in unserem verwilderten Garten, alles und alle zog ich hinunter, ins Imperium der Toten.

Vor Dekaden, wenn nicht vor Jahrhunderten, landete der Komet auf dem von Brombeerpflanzen überwucherten Platz hinter unserer Villa, am Flusslauf der Aa. Das extraterrestrische Gesteinsgebilde riss einen tiefen Krater in die Mitte der Wiese, wo unsere Tiere umher tollten. Ganz fasziniert waren Hunde, Katzen, Schafe und auch Schildkröten von dem glänzenden Brocken, so sagten meine Urgroßeltern unter Berufung auf die zuvor dort lebenden Generationen.

Am Monolith trafen wir uns zum ersten Mal, Joceline und ich. Mir war bewusst, dass der Stein einen überwältigenden Magnetismus ausübte, auf Seelen wie die meiner Geliebten. An jenem Augustabend, ein beinahe durchsichtiger Mond und zugleich die strenge Sonne standen am Firmament, überschlugen sich die Ereignisse. Sie endeten mit einem Kuss, und dem Schwur, auf Lebenszeit zusammenzubleiben. Mein geliebter Monolith brauchte nicht lange, um die Auserwählte in meine Arme zu treiben. Nicht nur schaurige Gefühle löste der aus den Weiten des Alls stammende Felsen in

unseren Herzen aus, sondern auch mystische, spirituelle.

Fortan kamen Joceline und ich am Monolithen zusammen, Tag für Tag. Als wir in unser erstes gemeinsames Haus zogen, hingen wir eine Schwarzweißfotografie des irritierend schönen Steins im Salon auf. Der Monolith war einst mein einziger Freund gewesen. Wenn ich andächtig in sein Inneres horchte, die Ohren kühlte das schwarze Gestein, konnte ich aus der Ferne kommende Stimmen wahrnehmen, womöglich Dialoge von Verstorbenen oder Aliens hören.

Als Vater starb, wurde der Monolith zum Friedhof transportiert, hatte mein Erzeuger doch testamentarisch verfügt, dass der Felsbrocken ab sofort die Familiengruft verschönern sollte. Auf Seiten der Gemeinde kam es zu Unruhe und Widerstand, wollten sie das, in ihren Augen, verhexte Stück doch nicht am Orte der Totenruhe haben. Doch Vaters Wille wurde vollstreckt.

Folglich ist mein ehemals bester Freund nun ganz nahe bei mir. Man hatte versucht, den Monolithen zu bearbeiten, mithilfe von Sägen, Bohrern, Pressluftschlämmern. Indes erwiesen sich die Bemühungen als ergeb-

nislos, war der Stein doch unzerstörbar. Man erzählte sich, dass während des Zweiten Weltkriegs einmal eine Fliegerbombe in der Nähe des Himmelskörpers einschlug. Angeblich hatte der in unserem Garten befindliche Schweifstern die Explosion absorbiert, so wie ein Kälbchen Milch schluckt. Auf diese Weise waren unser Familienanwesen geschützt und unzählige Leben gerettet worden.

Sogar die Lokalzeitung berichtete von dem Einschlag der Bombe und dem seltsamen Phänomen. So erlangte der Monolith Berühmtheit.

Krebskranke kamen nach Monasteria, um sich von dem schwarzen Stein die deformierten Zellen heilen zu lassen. Der Prä-Astronautik-Guru Erich von Däniken traf, begleitet von Anhängern und anderen Forschern, in unserem verwunschenen Garten ein und begutachtete das prominente, aus dem Universum stammende Stück.

All das geschah vor meiner Zeit. Die atemberaubenden Fakten interessierten mich nicht sonderlich. Für mich zählte nur, dass der Monolith mir meine erste Liebesbeziehung geschenkt hatte.

Heutzutage, am Ende des 21. Jahrhunderts, wünsche ich mir von dem Gesteinsbrocken nur noch eins: von der Unsterblichkeit erlöst zu werden. Satt habe ich es, wie ein Vampir in den Nächten auf den Grabwegen zu flanieren, würde ich doch tagsüber zu viel Aufmerksamkeit auf mich ziehen. Ich kann einfach nicht sterben. Und diese Tatsache muss unmittelbar mit dem Monolithen zusammenhängen. Er verleiht mir das ewige Leben, die unendliche Zeit, welche wiederum der Unzeitlichkeit, der Zeitenthobenheit entspricht. Ich habe nur diesen einen Moment, den ich in den Tiefen des Totenackers verbringen muss.

Meine Liebe hat mich verwandelt. Denn das Schicksal wartet und wartet. Es lauert auf den Moment, an dem Joceline und ich wiedervereint werden, eines Tages. Dafür muss sie entweder zu mir nach unten kommen, oder ich muss auferstehen, meine welke Haut glätten und die morschen Knochen zu Titan werden lassen.

Unter der Erde gibt es keine Hoffnung, in einem kalten Herzen keinen Glauben, und doch wird Joceline zu mir kommen, denke ich heute. Doch der Gehalt meiner

Gedanken langweilt mich, denn ich stehe still im ewigen Augenblick. Zeit wird es, Jocelines Antlitz in Öl zu bannen.

Und da steht sie, taucht aus dem Nichts auf, angezogen wohl vom schwarzen Monolithen und den fragmentarischen Erinnerungen an unsere tief empfundene Liebe, die einst andauerte und bis ans Ende aller Zeiten andauern sollte.

Lange quälte mich das suizidale Gedankengut nicht mehr, aber heute hört mein verrottendes Herz auf zu schlagen. Ich lege mich nieder, auf den kupfernen Sargdeckel und tauche ein in den Schlaf der Toten. Indes darf ich nicht sterben, denn der lebendige Tod ist mein Fatum. Euch ist es schwer zu erklären, kennt ihr doch nur das alltägliche Einerlei. Glauben könnt ihr nicht, Jünger der täglich verabreichten Nachrichten. Die Politik des Todes birgt romantische Geheimnisse, Würdenträger kehren heim in der Nacht, besuchen mich, ihren König.

Joceline legt behutsam Ölfarben und Leinwände auf mein Grab. Weiß sie etwa, dass ich noch bin? Sofort beginne ich mit dem Porträt und bilde meine Geliebte ab, zum ersten Mal in Öl. Erlösen soll mich das

Brustbild endlich. *Bringt sie zu mir, bringt sie zu mir!*

Und tatsächlich: es gibt sie, die Wiederauferstehung. Nicht die süße Joceline reist nach unten, wo ich warte. Nein, ich beende ihr Abbild auf Leinwand und fahre auf zum Himmel.

In einer fernen Zeit, einem fremden Land, diese Worte betete ich Tag für Tag. Da ich wusste, dass sie und ich auf dieser, uns bekannten Ebene, nie wieder zusammen kommen durften. Aber da drüben, in den unendlichen Weiten des Kosmos, da gibt es sicherlich eine Heimstatt für meine Geliebte und mich. Ein winziges Häuschen wird uns reichen, wo wir sieben Kinder großziehen, gemeinsam, und wo ich meine Gemälde kreierte. Ja, es gibt sie doch, die Hoffnung! Jedoch müssen wir zuerst durch das unterirdische Reich wandern, um das Licht der Erlösung finden zu können. Andere Wege zur Sonne der Wahrheit existieren nicht.

DESTRUKTION

Theo starrte Danielle Ender aus seinen schwarzen Iriden an, während sie die Erzählung noch einmal las. Die Literaturkritikerin bemerkte nicht, dass ihr Hausgenosse sie nicht aus den Augen ließ. Ja, war sich Danielle Ender sicher, diese Geschichte war weder mittelmäßig noch unterdurchschnittlich, sie war durch und durch mies. Was hatte sich der Autor mit dem klingenden Namen Ruben Roin dabei nur gedacht? Vermutlich gar nichts, sagte sich die dürre Frau mit dem glatten Langhaar. Ruben Roin, der Name ging ihr durch den Kopf, und sie entschied, dass es sich dabei um ein Pseudonym handeln musste. Und tatsächlich, auf der Homepage dieses Herrn Roin

gab es einen Verweis auf einen Blog, der von einem gewissen Johannes Seitz betrieben wurde. Von diesem Autor, der das Prädikat ebenso wenig verdiente wie Ruben Roin, hatte Danielle Endler bereits Geschichten gelesen und verrissen. Ihre Kritik war äußerst destruktiv ausgefallen, das wusste Danielle, doch mit Frauenfeinden machte sie stets kurzen Prozess. Sie stand auch heute noch zu dem Verriss, dem so viele weitere gefolgt waren. *Destruktion* lautete der Name der Zeitschrift, für die sie hauptsächlich arbeitete. Ende der 1990er Jahre hatten einige Berliner Germanistik-Studenten das Blatt aus dem Boden gestampft und *Destruktion* von einem Untergrund-Hit zu einem viel gelesenen Magazin gemacht. Heutzutage, dachte Danielle, kam kein Literat von Rang mehr an der Zeitschrift vorbei. Jeder Dichter musste den harten, unerbittlichen Ton und die subjektiven, oftmals ungerechten Kritiken über sich ergehen lassen. Wer diese nicht aushalten konnte, der hatte schon verloren.

Den Text von Johannes Seitz hatte Danielle Endler besonders gründlich unter die Lupe genommen und genüsslich zerpfückt.

Misogynie und auch latenten Rassismus warf die Feministin dem Schriftsteller vor, zudem einen an gewisse Werke von Leni Riefenstahl erinnernden Körperkult. Bei diesem Seitz musste es sich um einen unangenehmen Zeitgenossen handeln, dachte Danielle, als sie Ruben Roins billige Fantasy-Geschichte, die zu allem Überfluss auch noch von Drachen berichtete, ein weiteres Mal durchgegangen war.

Ruben Roin sei das Pseudonym von Johannes Seitz, erklärte sie dem Verleger von *Destruktion* am Telefon. „Die darauf hindeutenden Zeichen verdichten sich“, fuhr die erzürnte Kritikerin fort, „Ruben Roin verfügt über ein Facebook-Profil, besitzt aber nur einen einzigen Freund, und zwar Johannes Seitz.“ Aufgebracht teilte Danielle ihrem Verleger mit: „Wenn man den klangvollen, spanisch anmutenden Namen googelt, so finden sich pornografische, mich anwidernde Texte. Vergleicht man die Schreibstile, so ist daraus zu schließen, dass Roins Ergüsse aus der Feder von Seitz stammen müssen.“ Der Verleger blieb ruhig und ließ seine bissigste Schreiberin wissen, dass sie tun müsse, was

nicht zu verhindern sei. „Lassen Sie das Ferkel auffliegen, lüften Sie das Geheimnis.“

Unbewegt hockte Theo auf einem Stück Korkeiche, über dem sich eine Wärmelampe befand. Der paralyisierte Stirnlappenbasilisk beobachtete, wie seine Halterin das Telefonat beendete und sich ein Glas Rotwein einschenkte. Munter prostete Danielle dem Reptil zu, um das antik anmutende Römerglas in einem Zug zu leeren. Ihre feingliedrigen Finger öffneten die Chianti-Flasche erneut und füllten das Nostalgie auslösende, von ihrer Großmutter stammende Glas mit dem grünen Stiel.

Merkwürdig kam es Danielle vor, dass sich Johannes Seitz nie zur Wehr gesetzt, und die grausamen Besprechungen seiner Texte demütig über sich ergehen lassen hatte. Viele Autoren, darunter auch solche von Weltrang, waren sogleich auf die Negativkritiken eingestiegen und hatten Danielle ihrerseits in die literarische Mangel genommen. Wie viele Tode die Kritikerin auf dem Papier gestorben war, fragte sie sich. Es mussten Dutzende gewesen sein, murmelte sie dem unbewegten Basilisk zu. Tatsächlich hatten einige Schreiberlinge blut-

rünstige Rachezüge angetreten und die aus München stammende Literaturwissenschaftlerin in Romanen, Gedichten und Kurzgeschichten auf oft brutalste Weise ums Leben kommen lassen. Juristische Nachspiele gab es nicht, denn die Protagonisten ließen sich nicht eindeutig auf Danielle Enderl zuordnen, so die Entscheidung eines bayerischen Rechtsanwalts, der die zur Debatte stehenden Werke untersucht hatte.

Aus dem im Retrodesign gestalteten Kühlschranks entnahm Danielle eine Erdbeere, um sie zu der Echse Theo ins Terrarium zu legen. In einem Anfall von Liebe streichelte die grazile Mittdreißigerin ihren Theo am Kehlkopf. Sie verlor sich richtiggehend in den kreisenden Bewegungen und genoss die vom Reptil ausgehende Wärme, als dieses unerwartet zuschnappte. Mittels seines harten Hornschnabels hatte Theo eine tiefe, blutende Wunde in ihre Zeigefingerkuppe gehauen. Überrascht zog sie den tropfenden Finger aus Theos gläsernem Gefängnis zurück und fluchte dabei laut. In den trockenen, weißen Sand am Grunde des Terrariums fielen dicke, rote Tropfen,

auf die sich Theo sofort stürzte. Bisher war Danielle davon ausgegangen, dass der Stirnlappenbasilisk ausschließlich Pflanzliches oder Insekten zu sich nahm. Da bin ich wohl einem Trugschluss aufgesessen, dachte sie beim Säubern ihrer Wunde. Indem Danielle die Blutung stoppte und mit Mullbinden versorgte, kippte sie ein weiteres Glas italienischen Rotwein hinunter, schaltete die Schreibtischlampe aus und verließ ihr Arbeitszimmer. Mit ihrer frisch verfassten Kritik an Ruben Roins Erzählung *Drachenlady* unter dem Arm und der Pulle in der Hand stolperte Danielle ins Schlafzimmer, wo ein breites, mit Batikmustern verziertes Bett auf sie wartete. Sie hatte es sich zur lieben Gewohnheit gemacht, im Winter bereits um sechzehn Uhr zu Bett zu gehen, zusammen mit einer Flasche alkoholhaltigem Traubensaft sowie einem Beutel Tabak. Rauchend und trinkend wollte Danielle ein letztes Mal ihren von kaltem Hass getriebenen Verriss auf Roins phantastische Erzählung Korrektur lesen. Denn Fehler, und seien es noch so kleine, konnte sie sich nicht erlauben.

Überaus lächerlich setzte Ruben Roins *Drachenlady* bereits ein, empörte sich Danielle während sie die Worte des Trivialautors in ihrem Kopf nachklingen ließ und die Bisswunde an ihrem Zeigefinger pochte. Die Kritikerin schraubte ihre dritte Flasche Wein auf, drückte die Selbstgedrehte im elfenbeinernen Aschenbecher aus und stieg aus ihrem weichen, aus Decken und Kissen bestehenden Nest. Von hier aus war es nicht möglich, das im Büro befindliche Terrarium zu sehen. Deshalb schwankte die Trinkerin über den Flur, als sie einen Schatten bemerkte. Etwas war über das knarrende, im Würfelverband gelegte Parkett gehuscht, sprach Danielle zu sich selbst. Mittels ihrer Selbstgespräche versuchte sich die an Einsamkeit und Paranoia Leidende zu beruhigen, wenn des Nachts das Holz im über hundert Jahre alten Haus arbeitete. Jedes Geräusch erschreckte die Literaturkritikerin, bei jeglichem Knarzen oder Ächzen fuhr sie aus einem stets leichten Schlaf auf und fürchtete sich. Außer Theo, dem Basilisken, gab es kein Lebewesen, welches sie mochte. Im selben Maße, wie sie ihre soziale Umgebung ablehnte, wies auch diese die

hochintelligente Soziopathin zurück. Schon in jungen Jahren hatte sich Danielle von den Menschen weitestgehend ferngehalten. Die Schulzeit hatte sie in, wie sie sagte, innerer Emigration verbracht und nur die nötigsten Worte gesprochen. Aufgrund ihrer guten Noten, die vor allem von brillanten Klausuren herrührten, ließ der Lehrkörper sie in Ruhe, wohingegen die Mitschüler sie hänselten.

Auch in jungen Jahren hatte sie Echsen gehalten und sich in ihren Träumen vorgestellt, ein solch schönes Reptil zu sein. Ein einziges Mal war es vorgekommen, dass Danielle offen angegriffen wurde, in Form eines herabwürdigenden, in Kreide an die Tafel gemalten Satzes. *Danielle verkehrt mit Drachen*, hatten die sie über die Maßen verletzenden Worte geheißen. Bewusst hatte der Schmierfink, sie wusste sofort, dass der Urheber männlich war, das relativ unverfängliche Verb *verkehren* gewählt. Was der Junge damit meinte, erschloss sich jedem Schüler sogleich, die Bedeutung des Wortes musste nicht näher erläutert werden. Am eigentümlichen Schwung der Buchstaben erkannte Danielle den Verfasser der de-

spektierlichen Wortabfolge. Weder der dicke, latent aggressive Mitschüler Kai-Uwe noch der picklige Leptosom Max, Danielles Intimfeinde, kamen als Schöpfer in Frage. Nein, der arrogante, aber einfältige Schönling Claus war es gewesen, schloss Danielle, als sie die Schriftart studierte, nachdem sie eines seiner Hefte entwendet hatte. Eine qualvolle Nacht lang nahm sie den Stil ihres Quälers in Augenschein. Thea, die Vorvorgängerin des heute zwölf Jahre alten Leguans Theo, hatte während der traurigen Stunden treu auf Danielles Unterarm gesessen und ihr moralischen Beistand geleistet.

Als der Morgen graute, war Danielle in einen komatösen Tiefschlaf gefallen, aus dem sie kurze Zeit später abrupt erwachte. Im Traum hatte die Hobby-Herpetologin sich in einen blutdürstigen Basilisken verwandelt und einen Menschen getötet. Immerzu hatte der sich selbst unattraktiv findende Teenager mit einer Messerklinge auf den Leib des Beaus Claus eingestochen. Doch der schöne Sportler wollte und wollte nicht sterben. In einem Fort schrie er den Satz *Danielle verkehrt mit Drachen*, um währenddessen laut zu lachen.

Im Traum wuchs Danielles Verzweiflung, aber plötzlich hatte sie einen Hammer in der Hand und schlug auf den Schädel von Claus ein. Doch dieser brüllte vor Lachen und wurde nicht müde, die sie peinigenden Worte aufzusagen. Hirnmasse spritzte der träumenden Pubertierenden ins Gesicht, graue Fetzen und schwarzes Blut. Sie verarbeitete den Frauenschwarm zu Hackfleisch, und trotzdem hallten weiterhin die peinlichen Wörter in ihrem Kopf nach. Claus war nicht tot zu kriegen. Obgleich sein Körper nur noch aus aufgerissenem Fleisch bestand, lachte und lachte Danielles Peiniger. Die Folterin wühlte in Claus' offenstehendem Bauch, spielte mit seinem Gedärm und versuchte, das pulsierende Herz mit der Hand zu zerdrücken. Es half nichts. Mithilfe ihres Hornschnabels zerhackte die in einen Leguan Verwandelte das Gehirn ihres Opfers, solange bis das Lachen abnahm und nur noch undefinierbare Wortfragmente aus Claus' zerfetztem Mund drangen.

Beim Aufwachen wurde sie wieder zu dem mageren, von der Welt verlachten Teen. *Danielle verkehrt mit Drachen*, diesen

Satz trieb sich die Schmerzensfrau mittels einer in Tinte getauchten Nadel tief ins Fleisch, um die Demütigung niemals zu vergessen. Nach dem Erwachen zeigte sich Danielle überrascht von dem Eisengeschmack auf ihrer Zunge. Sie sah in den Spiegel und wurde gewahr, dass ihre Lippen vor Blut triefen. Wie war der rote Lebenssaft dorthin gelangt? Hatte sie etwa? Nein, das konnte und durfte nicht sein. An ihrem Hals bemerkte sie trockene, hornartige Hautpartikel, die nur von der Echsen-dame Thea stammen konnten.

Allmählich wurde Danielle klar, dass sie sich nicht nur im Traum, sondern tatsächlich transformiert hatte. Auch ihre Fingernägel wiesen Blutspuren auf und an ihrem Steißbein ertastete Danielle Endler die Reste eines Schwanzes. Winzige Hornspitzen befanden sich oberhalb ihrer Schläfen. Hatte sich ihr größter Wunsch erfüllt?

Die Antworten auf diese Fragen kamen unvermittelt, als die Schülerin wieder im Klassenzimmer saß. Der fette Kai-Uwe und der von Akne überzogene Max blickten Danielle hasserfüllt an, wie immer. Dabei wisperten sie jenen hässlichen Satz, der als

Tattoo auf Danielles Arm prangte. Vor Sorge ganz bleich rief die Lehrerin ihre Schüler zur Ruhe, aber nicht, wie Danielle gehofft hatte, weil sie *Danielle verkehrt mit Drachen* geflüstert hatten, sondern weil etwas geschehen war. Offenbar hatte die Pädagogin gar nicht registriert, dass ihre beste Schülerin wieder einmal gemobbt wurde. Nein, der Mathematikunterricht begann heute später, weil Claus' Eltern ihren Sohn am frühen Morgen tot in seinem Bett aufgefunden hatten. „Ja“, sagte die Lehrerin, „Claus wurde letzte Nacht ermordet, und zwar auf bestialische Weise“. Nervös hätte sie eigentlich werden sollen, dachte sich Danielle, aber stattdessen verspürte sie eine merkwürdige, sie auf bizarre Weise erotisierende Kälte. Die Mörderin verfügte über innere Ruhe und Gelassenheit, niemand konnte ihr etwas anmerken. Indes fuhren Kai-Uwe und auch Max aus ihrer Lethargie auf, als sich Danielle zu ihnen umdrehte und für einen Sekundenbruchteil ihr wahres Gesicht zeigte. Tote Reptilienaugen sahen ihre Mitschüler, den charakteristischen Hornkamm und den vogelartigen Schnabel, an dem immer noch Blut klebte. Danielle

war in kürzester Zeit zur Meisterin der Verwandlung geworden. Sie war nun im Besitz von speziellen Kräften und konnte, wenn ihr danach war, die Gestalt einer Echse annehmen. Mit kriegerischem Hochmut beschloss sie, auch Kai-Uwe und Max einen nächtlichen Besuch abzustatten. Von heute an sollte Schluss sein mit den ewigen Hänseleien, sagte sich die Musterschülerin. Jeder, der sie einmal beleidigt hatte, sollte jetzt dafür bezahlen.

Bei Claus' Beerdigung war die gesamte Klasse anwesend und auch die Lehrer. Die Jungen und Männer trugen schwarze Anzüge und weiße Hemden, die Frauen und Mädchen schwarze Kleider oder Hosenanzüge. Danielle bildete die Ausnahme, hatte sie sich doch in einen giftgrünen Overall geworfen und ihren Basilisken Thea mitgebracht. Die Trauergäste zeigten sich schockiert im Hinblick auf Danielles Erscheinung. Die Mathelehrerin nahm sie gar zur Seite und stellte sie zur Rede. Doch Danielle verteidigte ihr Äußeres, schließlich sei Grün Claus' Lieblingsfarbe gewesen, log sie. Entsetzt legte ihr die Pädagogin eine schwarze Jacke über die Schultern, aber sie

streifte diese sofort ab. Sie bestand darauf, Grün zu tragen. Zudem beschwerte sich die Lehrerin darüber, dass ihre beste Schülerin den Leguan auf dem Arm spazieren führte.

Nach diesem Auftritt verschwand Danielle Endler aus der kleinen Stadt. Selbst ihre geliebte Großmutter, bei der die Waise aufwuchs, ahnte nicht, wo sich ihre Enkelin verbarg. Zwar tauchte diese ab, ihr echsenhaftes Alter Ego jedoch eliminierte in aller Ruhe all diejenigen, die der schüchternen Heranwachsenden zu Nahe getreten oder sogar die Urheber von Beleidigungen gewesen waren. Ein Jahr nach Danielles Verschwinden wurden die verstümmelten Leichen von Kai-Uwe und Max entdeckt. Die zerstückelten Körper waren in einer Art Nest kreisrund angeordnet worden. Alle Gliedmaßen waren fein säuberlich vom Rumpf abgetrennt und um die Köpfe herum platziert worden. Als die Mordkommission den Fall untersuchte, fielen den Ermittlern faustgroße, bräunlich gepunktete Eier auf, welche unter den zerlegten Leibern positioniert worden waren. Man vermutete zunächst, dass es sich um Fasaneneier handelte. Doch die Analyse im Labor ergab etwas

anderes. In den befruchteten Eiern schwammen winzige Reptilien; Leguane, genauer gesagt. Zum Ausbrüten der Eier wurde extra ein Inkubator beschafft, allerdings stoppte der Herzschlag der Leguane nach nur einem halben Tag.

Die folgenden Jahre forderten immer wieder neue Opfer, sorgfältig präparierte Leichname, die stets Spuren von Echten aufwiesen. Entweder fanden sich Eier, oder Reste einer Häutung. Als die Polizisten jedoch auf das Skelett eines Basilisken stießen, endete die Mordserie. Danielle Endlers Leguandame Thea war gestorben und dieser Verlust hatte die Serienmörderin zum Umdenken bewegt. In tiefer Trauer gelobte sie, nie wieder zu töten. Ohnehin hatte sie all ihre alten Widersacher unter die Erde befördert. Mit dem Morden musste es ein Ende haben, beschloss Danielle, die in einer Waldhütte lebte. Sie wollte all ihre mentale Energie aufbringen, um den Verwandlungen ein Ende zu setzen. Auf ihre Spuren waren die Kommissare längst gestoßen. Obwohl sie nicht so dumm gewesen war, einfach all ihre Klassenkameraden auszulöschen. Nein, Danielle hatte in einem Notiz-

heft jede Demütigung eingetragen, die ihr jemals widerfahren war. Ob nun die Bäckerin sie nicht begrüßt, oder ein entfernter Verwandter sie angelogen hatte, die angelegten Notizen ließen keinen Fall von Respektlosigkeit aus. Die Liste war entsprechend lang und wollte abgearbeitet werden. Aber die Echsenfrau musste vorsichtig sein, denn die Beamten ermittelten in ihrer Richtung. Deshalb blieb ihr nichts anderes übrig, als dagegen vorzugehen. Ein doppelter Polizistenmord bildete das vorläufige Ende von Danielles Mörderkarriere.

Sie setzte sich ab, verließ die Waldhütte und zog nach Berlin, um dort unter falschem Namen Literaturwissenschaften zu studieren. Erst in der deutschen Hauptstadt gab sich die strebsame Studierende den Namen Danielle Endler. Zunächst hatte sie größte Mühen, die ständigen Verwandlungen zu unterdrücken. Sobald Danielle sich in die menschliche Echse verwandelt hatte, spürte sie ein großes Verlangen danach zu morden. Weitere Morde konnte sie sich allerdings nicht leisten. Zu auffällig wäre es gewesen, wenn man nach all den Jahren wieder auf die seltsamen Echsenspuren

stieß. Sie widmete sich mit all ihr zur Verfügung stehenden Kraft der transzendenten Meditation und lernte, die ungewollten Transformationen zu unterbinden. Um den in ihrem Kern angelegten, ureigenen Hass loszuwerden, begann Danielle Endler unter ihrem neuen Namen Platten- und Filmkritiken zu schreiben, die ihr schon bald aus den Händen gerissen wurden. Niemandes Ton ätzte so sehr, keiner sprühte mehr vor frischer Misanthropie wie diese Kritikerin. Die Leser der *Berliner Zeitung* liebten jene völlig unbekannte Schreiberin, die an keinem künstlerischen Werk ein gutes Haar ließ. Danielle Endlers Kritiken wurden verfasst, um Existenzen zu vernichten. Je berühmter sie wurde, desto hemmungsloser stürzte sie sich mit angespitzter Feder auf ihre literarischen Opfer. Dabei ging sie soweit, private Fakten über die von ihr vernichteten Autoren mit in die Besprechungen von deren Werken einfließen zu lassen. Blut war es, was die Leser sehen wollten. Bald kam es zu im Feuilleton ausgetragenen Schlachten zwischen Schriftstellern und ihrer ärgsten Kritikerin. Danielle Endler brach ihr Studium ab und widmete sich mit In-

brunst ihrer autodidaktisch erlernten Profession. Kalten Hass zog sie auf sich, als sie einmal den aktuellen Roman eines altgedienten, aus Danzig stammenden Dichters auseinander nahm. Kurzerhand zog Danielle das Werk in den Dreck, diagnostizierte sogar eine Altersdemenz bei dem Verfasser und, das tat sie gern, attestierte Nazismus. Wenn ihre Kritiken ihr zu fade erschienen, spickte sie die kurzen Texte gern mit Anspielungen auf die politische Inkorrektheit der von ihr verachteten Autoren.

Im Grunde gab es keinen deutschsprachigen Dichter mehr, der noch nicht von ihr nieder gemacht worden war. Und darüber hinaus existierte wohl kein Schriftsteller, welcher sich nicht mit größtem Pathos zur Wehr gesetzt hätte. Den Kulminationspunkt bildete ein ganzer, den Titel *Tod der Kritikerin* tragender, von einem Schweizer Autor geschriebener Roman. Auf grausame Weise kam die an Danielle Enderl erinnernde Hauptfigur ums Leben. Blut floss, Körperteile explodierten, Fleisch verrottete, kurzum: die verhasste Kritikerin wurde fachgerecht zerlegt.

Den traurigen Höhepunkt ihres Schaffens stellte eine geradezu tödliche Kritik an einer von dem jungen Dichter Johannes Seitz stammende Kurzgeschichte dar. Johannes Seitz hatte soeben einen eher unbedeutenden Literaturpreis gewonnen und galt als aufstrebender Literat. Nachdem Danielle Enderl sich mit seinem Text auseinandergesetzt hatte, unternahm der Hypersensible einen Suizidversuch. Das Publikum erwartete wohl, dass die gnadenlose Kritikerin Herz zeigte und auf weitere, Existenzen vernichtende Besprechungen verzichtete. Doch schon am Montag nach dem in den Medien rege diskutierten Selbstmordversuch von Johannes Seitz legte Danielle nach. Erpressung warf sie dem Autor vor. Er habe den Freitod absichtlich vorgetäuscht, um die Kritikerin unter Druck zu setzen. Darüber hinaus bliebe seine Geschichte eine schlechte, gleichgültig, ob sich der Verfasser das Leben nahm oder nicht. Sie sei das eigentliche Opfer, kommentierte Danielle die Tragödie. Dass sie den Verstand verloren hatte, stand für viele Leser der Zeitschrift *Destruktion* außer Frage. Nicht länger durfte sie für die *Berliner*

Zeitung tätig sein. Stattdessen weihte sie sich mit heißer Leidenschaft ihrem neusten Projekt, dem von Studenten gegründeten Heft *Destruktion*. Ihren Ruhm schenkte Danielle den Machern der Hass-Postille, die umgehend populär wurde. Schon die erste Ausgabe fand über zehntausend Käufer.

Von Johannes Seitz hatte sie zunächst einmal nichts mehr gehört. Offenbar war der hoffnungsvolle Dichter verstummt. Dann erhielt Danielle Endler die Geschichte von der Drachenlady, deren Verfasser sich Ruben Roin nannte. Schon beim Lesen der ersten Buchstaben wusste die Kritikerin, dass Johannes Seitz hinter dem Text stand. Der stümperhafte Stil, die unsaubere Sprache, die grammatikalischen Ungenauigkeiten, der dem Tod entronnene Autor war wieder aktiv, dachte sie angewidert.

Theo saß immer noch wie gelähmt auf dem Korkeichenast und starrte ins Nichts, als die mittlerweile stark alkoholisierte Danielle ins Arbeitszimmer kam, um ihr Mac-Book einzuschalten. All der Weinkonsum konnte nicht verhindern, dass sich die Kritikerin unwohl fühlte. Unwohl, sagte sie sich, nein, ich bin im hellen Aufruhr. Ruben

Roins Geschichte *Drachenlady* handelte nämlich von einer Mordserie, die von einem reptilienartigen Wesen in einer kleinen nordrhein-westfälischen Stadt verübt worden war. Erst nach dem dritten Lesen war Danielle aufgegangen, was der unter dem Pseudonym schreibende Johannes Seitz da tatsächlich schilderte. Über die Jahre hatte sie ihre Untaten verdrängt und sich auch nicht mehr in die Echse verwandelt. Dieser Seitz schien ihr Geheimnis zu kennen, ohne Umschweife kam er auf den Punkt und thematisierte die von der Kritikerin begangenen Morde. Dass bei den Opfern immer Hautreste oder ganze Skelette von Basilisken gefunden wurden, führte Ruben Roin alias Johannes Seitz auf eine Metamorphose zurück und damit lag er vollkommen richtig. Selbstredend würden die Leser seinen Text für eine Tierfabel oder eine Horrorstory halten und sich nicht vorstellen können, dass es so etwas wie Transformationen in der Realität gab.

Danielle Endler schwitzte, als sie endlich realisierte, dass Johannes Seitz ihr auf den Fersen war. Gefährlich nahe war der Autor ihr schon gekommen. Ganz bewusst hatte

er das Pseudonym gewählt, um die Kritikerin zu verwirren. Denn als diese den Namen Ruben Roin googelte, fand sie diverse Geschichten, die allesamt nur ein Thema hatten: Danielle und ihr blutiges Geheimnis. In verschiedensten Ausformungen hatte Johannes Seitz die Morde der kaltblütigen Literaturkritikerin dargestellt. Wie war Seitz an diese Informationen gekommen, fragte sich die vor Nervosität zitternde Danielle. Was hatte er vor? Was würde sein nächster Schritt sein? Als sie noch eine Flasche Chianti aus dem Keller holte, fasste Danielle einen folgenschweren Entschluss. Ein letztes Mal wollte sie sich in das Reptil verwandeln und den Verräter aus dem Weg schaffen. Ganz klar, dachte sie, Johannes Seitz musste verschwinden. In seiner Geschichte *Drachenlady* starb die Mörderin am Ende bei dem Versuch, ihren Widersacher zu töten. Seitz ließ es in seinem Text zu seiner Konfrontation kommen, Gut und Böse bekriegten sich und das Gute behielt schließlich die Oberhand.

Auch in der Wirklichkeit sollte ein Showdown stattfinden, denn am Morgen nach einer schlaflosen Nacht erhielt Daniel-

le einen Brief von Seitz. In diesem stand nichts weiter als eine Charlottenburger Adresse sowie der Satz *Triff mich dort um Mitternacht, Drachenlady*. Wenn Seitz' Kurzgeschichte veröffentlicht werden würde, könnten die Ermittler das vorerst eingestellte Verfahren möglicherweise wieder aufnehmen und der vom Autor beschriebenen Fährte folgen.

In einer leerstehenden, ehemaligen Textilfabrik an der Kantstraße sollten Ender und Seitz aufeinander treffen. Die verwinkelten Gänge und toten Arme der vollends verdunkelten Ruine trieben Johannes Seitz aus Angst freigesetztes Adrenalin in die Extremitäten. Sein Hirn pulsierte, der Kreislauf war derart außer Takt geraten, dass Seitz jede Sekunde mit einem Herzstillstand rechnete. Graffiti, linksradikale und auch Nazi-Sprüche, überzogen die zerfallenen Häuserwände. Obdachlose, die hier offenbar gelegentlich nächtigten, hatten ihre Spuren, schimmelige Matratzen, leere Flaschen und getrockneten Kot hinterlassen. Panisch schlich Seitz durch die verschiedenen Hallen, Korridore und begutachtete alte, in Vergessenheit geratene Produktions-

maschinen. Hier befand sich Seitz auf einer Spielwiese, dachte er, als ihm klar wurde, dass Danielle Endler das Territorium bestens kennen musste, und dass sie ihm aus diesem Grunde mehrere Schritte voraus war. Schauer liefen über Seitz' Rücken, die Wirbelsäule knackte, und er betrat ein rechteckiges Zimmer, welches offenbar früher einmal als Büro des Chefs gedient hatte. Ein mächtiger, von Wurmstich befallener Schreibtisch stand mitten im Raum. Hinter dem Möbelstück stieß Johannes Seitz auf eine Ecke, in der sich etwas regte. Vor Panik schlotternd bewegte sich der Dichter auf das vibrierende Bündel zu. Tatsächlich, im verborgenen Winkel lag ein Schlafender, vermutlich ein Penner, der sich den besten Raum in der ganzen Fabrik gesichert hatte. Glut loderte in einem erlöschenden Feuer, an dem sich der Clochard wärmte. Seitz rückte seine Brille zurecht und ging noch näher an den Schlummernden heran. Da gefroren ihm augenblicklich die Glieder, denn aus dem löchrigen Bundeswehrschräcksack ragte ein langer Schwanz. Das stachelige Ende fuhr in einer blitzschnellen Bewegung durch die Luft und erwischte Seitz an der

Wange, die sofort aufplatzte. Danielle Endler, die Echsenfrau, hatte ihn schon erwartet, dachte Seitz und rettete sich in den vor dem Büro liegenden Flur. Flüchtend rutschte er aus und fiel zu Boden. Auf der Stelle war der Basilisk über ihm und attackierte Seitz mit seinen krummen sowie scharfen Krallen. Erneut schlug das menschliche Reptil mithilfe seines Schweifs auf den am Boden Liegenden ein und verletzte seinen Oberarm. Wie von Sinnen kroch der Schriftsteller Richtung Treppenhaus, wurde aber wieder und wieder von der Schwanzspitze oder den Krallen getroffen. Danielle Endler kämpfte in einem erbarmungslosen Modus, die Drachenlady war auf totale Vernichtung aus. Johannes Seitz ging auf, dass er keine Chance hatte, während er die Stufen hinunter purzelte. In der Maschinenhalle versteckte er sich hinter einem maroden Webstuhl, doch seine Verfolgerin spürte Seitz sogleich auf, um erneut anzugreifen.

Indem er große Mengen Blut verlor, griff der sterbende Dichter in die Innentasche seines Jacketts. Dort fand er vier, den Text *Drachenlady* enthaltende, zerknüllte DIN-A4-Seiten. Seine letzte Aktion bestand dar-

in, die Geschichte so laut er konnte vorzulesen. Zunächst vom Blutverlust geschwächt, dann aber mit stärker werdender Stimme trug Seitz die Zeilen vor, welche er unter dem Pseudonym Ruben Roin niedergeschrieben hatte. Wort für Wort schleuderte er der zur Echse gewordenen Literaturkritikerin entgegen, bis diese zu Schreien begann. „*Nein, nein, genug, genug*“, rief Danielle Endler, „*ich ertrage es nicht!*“ Unterdessen fuhr Seitz mit der Lektüre fort, die scharfen Schwerter der für Endler unerträglichen Wahrheit schwirrten um ihren zuckenden Reptilienleib herum. Jeder einzelne Buchstabe drang pfeilschnell in Danielle Endlers Kopf, in welchem sich eine der Kritikerin wohlbekannte Migräne ausbreitete. Nicht auszuhalten waren die Schmerzen. Nach und nach verwandelte sich die Echse zurück in menschliche Formen. Platzende Knoten bildeten sich unter der Haut, wohingegen der Kopf anschwellte und die Stirnader schwarzblau hervortrat. Als hätte Seitz der Drachenlady ein letales Gift verabreicht, überzog ein öliger Film ihre gesamten Glieder. Risse spürte Seitz in Haut und Fleisch, doch er wurde nicht mü-

de, weiterhin seine Wortwaffen abzufeuern, die Enderler tödlich trafen.

Endlich kollabierte der in seiner Metamorphose befindliche Basilisk und blieb stöhnend vor Johannes Seitz' Füßen liegen. Enderler starb vor seinen Augen, während der Dichter unbeeindruckt aus seiner Geschichte zitierte. Doch auch seinerseits erlitt er einen Kollaps, zu viel Blut hatte Seitz verloren. Bewusstlos fiel der Blutende der Reptilienfrau in die toten Arme, um den bevorstehenden Tod zu grüßen. Überraschend eilten alarmierte Polizisten herbei, die Danielle Enderler aufgrund der Lektüre von Seitz' Story auf die Schliche gekommen waren. In der von Seitz bei der Polizei eingereichten Geschichte fand ein finaler Showdown statt, und zwar in einer stillgelegten Textilfabrik. Das dichterisch geschilderte Ende entsprach dem realen, verreckte die mörderische Echsenfrau doch, während der Protagonist, in diesem Falle Johannes Seitz, gerettet wurde. „*Unser Schicksal liegt in den Händen der Götter, nicht wahr?*“, flüsterte Seitz, als er in den Krankenwagen verfrachtet wurde. Nickend schloss der Sanitäter die Türe und startete die Zündung. In Richtung

Charité bewegte sich das Fahrzeug und Johannes Seitz schlief den Schlaf der Gerechten.

DAS STEHENDE JETZT

„Die Rückführung ist geglückt“, sagte der Lehrer und legte seine Hand auf Sara Hellwegs Schulter. Noch ganz benommen von der Reise in die Vergangenheit trank die blonde Architektin einen großen Schluck Wasser, den der Lehrer mithilfe eines Napfes aus dem rechteckigen Bassin zu ihren Füßen entnahm. Die absichtlich wie ahnungslose Touristen gekleidete Truppe umgab Sara Hellweg und war fest entschlossen, die junge Frau nie wieder gehen zu lassen. Jetzt, da sie wiederholt in ihre früheren Leben eingetaucht war, musste sich die Alkoholikerin einfach ändern und ihrer Sucht sowie der daraus resultierenden Lethargie abschwören. Im sogenannten Myr-

tenhof, einer der prächtigsten Baueinheiten der maurischen Feste Alhambra, hatte der Lehrer die Rückführung vorgenommen. Denn in einem wiederkehrenden Traum, von welchem Sara Hellweg dem Lehrer berichtete, kam die Stadtburg von Granada stets vor. Sobald der Lehrer Sara Hellweg hypnotisierte, erschien vor ihrem geistigen Auge die Alhambra, jenes berühmte Meisterwerk der islamischen Kunst. Sara Hellweg, die alle über die Kasbah verfügbare Literatur verschlungen, die Stadt Granada indes nie besucht hatte, landete während ihrer Absence stetig auf ein und demselben Stuhl, einem hölzernen Thron, auf dem die Frauen der maurischen Herrscher einst ihre Schönheit und Macht zur Schau gestellt hatten. Der Myrtenhof der Alhambra weist ein vierunddreißig Meter langes und sieben Meter breites Becken auf, zu dessen Eigentümlichkeiten zählt, dass die Wasseroberfläche nie von Wellen heimgesucht wird. Myrtenbüsche umgeben den am Comares-Turm gelegenen, majestätischen Innenhof, wo die Besucher der Anlage nur allzu gern rasten. Auch die aus einem Dutzend ihm hörigen Schülern bestehende Gruppe des

Lehrers hatte diesen Palastteil gewählt, um Sara Hellweg endlich von ihrer Lehre zu überzeugen.

Man war in Hamburg aufgebrochen, als die aus einer hanseatischen Familie stammende Sara Hellweg während einer Hypnose einen epileptischen Anfall erlitten hatte. Immerfort hatte die eigentlich nicht an Epilepsie Leidende den Namen *Aishe* gerufen, und war auf dem Parkettboden der in Hamburg-Volksdorf gelegenen Villa gelandet. Im ehemaligen Speisezimmer des klassizistischen Hauses pflegten die Eleven des charismatischen Mannes, den sie alle nur den *Lehrer* nannten, ihre Rückführungen in längst vergangene Epochen anzutreten. Der Anhänger von Franz Anton Mesmers Lehren bezeichnete seine Form der Hypnose-technik weder als animalischen Magnetismus noch als Mesmerismus, wie es in festgefügt Kategorien denkende Wissenschaftler so gern taten. Und doch handelte es sich bei der Herangehensweise des Lehrers um eine mit derjenigen des 1815 verstorbenen Wiener Arztes vergleichbare. Alle Schüler, welche sich den Namen *Das stehende Jetzt* gegeben hatten, waren mittels

der von Mesmer entlehnten Technik in einer Art Jenseits gestrandet. Der Lehrer definierte jene an Bewusstlosigkeit grenzende Erfahrung als die Reise in alte, von der Seele längst abgelegte Leiber, in andere Bewusstseinsabschnitte, in frühere Leben. Der untersetzte, rothaarige Oberlippenbartträger betonte: *„Was wir hier tun, ist keine wahre Hypnose, sondern im Grunde das genaue Gegenteil. Wir gehen davon aus, dass die Menschen in einer Art Tiefschlaf inbegriffen sind, also einer Form von Hypnose, aus der wir sie mithilfe unserer Techniken befreien. Auch mesmerisieren wir unsere Patienten nicht, wie es der Wiener Mediziner einst tat. Obgleich ich viel aus Mesmers Werk gelernt habe, ist meine Spielart des Mesmerismus eine ganz und gar andere. Noch einmal, hört gut zu, meine Schüler, wir sind Das stehende Jetzt, weil wir erkannt haben, dass nur in der absoluten Gegenwart die Befreiung des Menschen möglich wird. Wer sich den aktuellen Augenblick vergegenwärtigt und immer darin lebt, dem kann man nichts anhaben. Meine Feinde wissen um diese Tatsache und hassen mich für meine Entdeckung, die eigentlich aus uralten Schriften stammt, aus indischen und tibetischen*

zum Beispiel. Meine einzige Leistung ist, dass ich die antiken Texte wieder ausgegraben habe und ein auf ihnen basierendes System geschaffen. Was wir tun, fragen die Leute. Wir begeben uns mit unserer Seele in alte Zeiten und suchen nach früheren Existenzen. Erst wenn wir wissen, wer wir einmal gewesen sind, können wir in ewiger Freiheit leben. Sara Hellweg ist unser Neuzugang. Sie wählte ihre Seele im Körper einer maurischen Herrscherfrau, die in der Palastanlage Alhambra in Andalusien gelebt hat. Sara, lass uns mit allen Mitgliedern des Stehenden Jetzt nach Granada fahren und vor Ort nach Deiner ehemaligen Existenz suchen.“

Sara Hellweg, die an der architektonischen Neuordnung der Hamburger Speicherstadt mitgewirkt, und die aber seit Jahren nicht mehr in ihrem Beruf gearbeitet hatte, war lange Zeit dem Alkoholismus verfallen gewesen. Das als gefragte Architektin der Hansestadt eingenommene, kleine Vermögen von Sara Hellweg glich einem finanziellen Polster, von dem sie immer noch zehrte. Die Gruppe *Das stehende Jetzt* hatte Sara Hellweg kennengelernt, als sie für Renovierungsarbeiten an der Klassizis-

mus-Villa in Hamburg-Volksdorf herangezogen worden war. In ihrer Handtasche trug Sara Hellweg damals permanent ein mit Arabesken verziertes Silberfläschchen bei sich, aus welchem sie immerzu kleine Schlückchen nahm, um sich warmzuhalten, wie sie sich einredete. Der Flachmann, den sie auf einem Flohmarkt erstanden hatte, war für sie ein ständiger Begleiter, ein guter Freund geworden. Sobald sich Sara Hellweg unsicher fühlte, berührte sie mit den Fingerkuppen das metallene Gefäß. Diese Aktion reichte bereits aus, um die Architektin zu beruhigen. Sah sie sich mit größeren Schwierigkeiten konfrontiert, öffnete Sara Hellweg einfach den Verschluss des Fläschchens und trank, bis das Hochprozentige in Kehle, Speiseröhre und Magen für wohlige Wärme sorgte.

Im Grunde war Sara Hellweg mental tot, als sie mit der Erneuerung der Villa in Volksdorf betraut wurde. Wie ein wandelnder Leichnam schwankte sie durch die Tage, war aber noch in der Lage zu kreativ zu sein. Die Villa im Erlenbusch hatte einmal einer reichen Dame gehört, die an Polio litt und zeitlebens an einen Rollstuhl gefesselt

gewesen war. Während des finsternen Nazi-Regimes rettete die Dame Behinderte, Obdachlose und Geisteskranke vor der Deportation, der Sterilisation, der Euthanasie. Der Lehrer sagte stets, dass der gute Geist der in den 1970ern verstorbenen Dame für eine besondere Atmosphäre in der Villa sorgte und hatte sich mit aller Macht dafür eingesetzt, das mit Säulen und Pilastern verzierte Herrenhaus für seine Schüler, für *Das stehende Jetzt* zu gewinnen, was ihm auch gelang. Seit zehn Jahren residierte der Lehrer, welcher sich auf den Feldern der Philosophie, der Schriftstellerei, der Medizin, der Physik und der Polygamie hervorgetan hatte, zusammen mit seinen Schülern im Prachtbau am Erlenbusch. Der mit Stuckdecken verkleidete Speisesaal, wo *Das stehende Jetzt* die Rückführungen in frühere Leben vornahm, musste dringend verändert werden, denn die Anhänger des Lehrers hatten sich im Laufe einer Dekade vervielfacht. Marmorskulpturen, Engel und Putten schlängelten sich um die diversen Pfeiler des Saales und bevölkerten auch die hohe Decke des Altbaus. Ein Schüler von niemand Geringerem als Antonio Canova, dem

Bildhauer des italienischen Klassizismus schlechthin, war beim Bau der Villa mit der Deckengestaltung beauftragt worden. So zeigten sich in atemberaubenden Fresken biblische, aber auch mythologische Szenen, darunter *Die Erschaffung der Erde*, *Odysseus und Kirke* sowie *Die Entführung der Eurydike*.

In einem ersten Gespräch mit dem Lehrer schlug die Architektin Sara Hellweg vor, den schmalen Durchgang zum Empfangszimmer zu durchbrechen, um dieses mit dem Speisesaal zu vereinigen. Der Lehrer gab zu bedenken, dass bei einem solchen Vorgehen die Fresken und Säulen zerstört werden würden, aber Sara Hellweg erwiderte mit ruhiger Stimme, dass dies kein Problem sei. Professionelle Stuckateure sollten die bunten Szenen an der hohen Decke mit dem eher nüchtern gehaltenen Stil des kapellenartigen Empfangssaales fusionieren, indem sie neuartige Szenen kreierte. Noch schmückten die gewölbte Decke des Vorraumes goldene Bänder, Voluten sowie antikisierender Pflanzenwuchs. Der Lehrer regte an, dass die an Kirchenschiffe erinnernde Wölbdecke mit Porträts seiner Schüler versehen werden sollte. Zudem sollte in

der Mitte der kreisförmig anzuordnenden Gruppe kein Anderer als er selbst prangen. Sara Hellweg fand diesen Vorschlag vermessen, ließ sich aber nichts anmerken, da sie auf das aus diesem Bauprojekt herauszuholende Geld angewiesen war. Offenbar wusste der elegant gekleidete Pfeifenraucher nichts von ihrer zerrütteten privaten Situation, ansonsten hätte der Mann, den sie nur mit *Der Lehrer* anzureden hatte, sie auf keinen Fall engagiert.

Dass Sara Hellweg mit ihrer Einschätzung vollends danebenlag, ahnte sie nicht. Aber der Lehrer war stets auf der Suche nach Novizen, die er bekehren konnte. In Sara Hellweg sah der Lehrer eine Anwärterin, deren Existenz von Qualen und Verzweiflung bestimmt wurde. Nur er konnte sie retten, dachte der Lehrer während er immer wieder beobachtete, wie Sara Hellweg heimlich Schlücke aus ihrem Flachmann nahm. Ihren beruflichen Zenit hatte Sara Hellweg längst überschritten, dieser letzte Auftrag von Seiten des *stehenden Jetzt* bedeutete ihr alles, auf merkwürdige Weise aber auch nichts. Sie war nicht in der Verfassung, um derart umfangreiche architek-

tonische Neuordnungen vorzunehmen. Ihre Blaupausen, die Entwürfe für die künstlerische Verbindung von Speise- und Vorzimmer der Volksdorfer Villa, zog Sara Hellweg zu Beginn des Projektes noch zu Rate, um sie dann aber nach und nach zu vergessen. Die ihr einst gehorchenden Mitarbeiter nahmen Sara Hellwegs Schwächung wahr und trieben ihre Späße mit der lethargischen Chefin. Aus Neid hervorgehende Grausamkeit begründete das Verhalten der von Sara Hellweg befehligten Arbeiter. Der Lehrer hatte das abrupte Ende der Arbeiten an Decke, Säulen und Pfeilern kommen sehen und sich darauf eingerichtet, Sara Hellweg von ihrer Pein zu erlösen, betrachtete er sich selbst doch als Protomärtyrer, als Erwählten und heimlichen Heiland.

Von Sara Hellwegs erfolgreicher Vergangenheit hatte der Lehrer in verschiedenen Zeitungen gelesen. Vor zwölf Jahren, dem Höhepunkt von Sara Hellwegs architektonischem Schaffen, war in der Hamburger Morgenpost ein Porträt erschienen, welches den Lehrer sofort faszinierte. In der Speicherstadt hatte die Baukünstlerin dadaeske Elemente mit Romanik und Ba-

rock verschmolzen und dabei einzigartige Formen und Farben geschaffen. Der Lehrer wusste, dass Sara Hellweg, die in Hamburg einmal recht prominent gewesen war, über eine wahre Künstlerseele verfügte. Ihre Kreativität trieb die Hanseatin zu Höchstleistungen, so war sie auch an der Errichtung der Kunsthalle beteiligt gewesen. Die schmucklose neoklassische Fassadengestaltung in Muschelkalk ging auf eine Anregung Sara Hellwegs zurück und auch die mit dem Altbau kontrastierende, von einer Kuppel gekrönte Rotunde stammte aus dem Notizbuch der famosen Baumeisterin. Zudem regte Sara Hellweg an, den Neubau der Hamburger Kunsthalle mit Oberlichtern zu überziehen.

Doch die guten Zeiten lagen weit zurück. Zwar hatte Sara Hellweg einige Entwurfszeichnungen für die Renovierung der Volksdorfer Villa aufs Papier geworfen, diese dann aber im Laufe der Bauarbeiten vernichtet. Wie früher wollte sich Sara Hellweg auf ihre Intuition verlassen und vor Ort spontane Einfälle mit ins künstlerische Schaffen einfließen lassen. Dieser Entschluss führte schließlich zum totalen Cha-

os, denn die Stuckateure, die Maler und die Bildhauer wussten nicht, was zu tun war. Immer wieder kam Sara Hellweg mit neuen Konzepten um die Ecke, welche in der Regel nicht ohne lange Vorplanungen zu realisieren waren.

Von der Verwirrung am Bau verärgert, entschied der Lehrer nach reiflichen Überlegungen, das Projekt auf Eis zu legen und Sara Hellweg erst einmal von ihrer Sucht zu kurieren. Es kam häufiger vor, dass die vormals so erfolgreiche Architektin schon morgens dermaßen betrunken war, dass sie sich auf einen im Wohnzimmer stehenden Diwan legen und ausnüchtern musste. Zu den Schwierigkeiten am Bau kamen diejenigen mit Sara Hellwegs Gatten, der die Scheidung eingereicht und ihr gemeinsames Haus an der Binnenalster zugesprochen bekommen hatte. Sara Hellweg stand vor dem Ruin, als vermeintlich Wohnungslose und bald auch ohne finanzielle Mittel. Kurzerhand bot der Lehrer ihr an, in die Villa im Erlenbusch einzuziehen, was die verzweifelte Mittdreißigerin auch sogleich tat. Dass sich der Lehrer vor allem für sie einsetzte, weil er mit der im Niedergang in-

begriffenen Frau experimentieren wollte, sah Sara Hellweg in ihrer Konfusion nicht deutlich.

Eines Morgens erwachte Sara Hellweg wieder einmal auf der im Wohnzimmer der Villa platzierten Ottomane und murmelte stetig den Satz „*Mein Kopf ist voll von Geistern, mein Kopf ist voll von Geistern*“, welcher den Lehrer hellhörig werden ließ. Seit zwei Wochen hatte Sara Hellweg nun keine alkoholischen Getränke zu sich genommen, doch es war bereits zu spät gewesen. Der Lehrer hatte Sara Hellwegs Architektur-Projekt gestoppt und kümmerte sich liebevoll um die Gestrauchelte. Jeden Tag musste Sara Hellweg vier Liter Ingwer-Tee trinken und täglich in die im Keller unter dem Speisesaal installierte Sauna gehen, um die Gifte aus ihrem Körper zu vertreiben. Immer wieder kam es vor, dass Sara Hellweg aus ihrem Tiefschlaf aufschreckte und jene besondere Wortabfolge von sich gab. Aufgrund der unkontrollierten Äußerungen verschämt, versuchte Sara Hellweg alles in ihrer Macht stehende, um nicht ständig ihre Formel aufzusagen, doch es gelang ihr keineswegs. Der an der Herkunft jener

Worte interessierte Lehrer hakte nach: *„Dein Kopf ist also gefüllt mit Geistern, Sara, lass uns wissen, was dies für Dich, und damit auch für uns, bedeutet!“*

Zitternd auf dem Plüsch der Ottomane liegend erklärte Sara Hellweg, dass sie nicht wisse, was die rätselhaften Worte für einen Sinn hatten. Der Lehrer aber hatte tagelang an einer Interpretation jenes Diktums gewerkelt und teilte seiner Novizin Folgendes mit: *„Es heißt, dass wir nicht allein sind, auf Erden. Wir leiden nicht allein und wir lieben nicht allein, wir haben ständige Begleiter, die uns im stehenden Jetzt umfliegen und die uns Kraft geben. Geister, Gespenster, Engel, es handelt sich wohl um die Gedanken, welche in unseren Hirnen herumschwirren. Man sagt, dass die Toten nicht wirklich tot sind, sondern dass sie in Form von Gedanken in unseren Körpern weiterleben. Wer daran glaubt, der wird einräumen, dass es Geister gibt, die Seelen der Gegangenen also, die uns umfassen, die uns schützen und lieben wie Götter es tun.“* Sara reagierte prompt auf den Monolog des Lehrers und erwiderte, dass sie sich tatsächlich beschützt fühle, aufgehoben und begleitet von einer höheren Macht. *„Wir*

wollen Dich in Trance versetzen, Sara“, sprach der Lehrer und hielt ein Pendel vor die Augen der vom Alkoholentzug Geschwächten. Langsam ließ der streng dreinblickende Hypnotiseur den eisernen Körper mithilfe der Lotschnur hin und her schwingen, wobei er immer zu die Worte „*Dein Kopf ist voller Geister*“ repetierte. Bald fiel Sara Hellweg in einen tiefen Seelenschlaf und sofort stellte der Lehrer, der keine Zeit zu verlieren hatte, prägnante, sich auf Sara Hellwegs frühere Leben beziehende Fragen. „*Wer bist Du?*“, wollte der Lehrer erfahren, doch Sara Hellweg gab keine Antwort. Erneut fragte der Lehrer, wie ihr Name laute und Sara Hellweg entgegnete zunächst sehr leise *Aishe* und daraufhin, lauter werdend: „*Aishe, ich bin Aishe...*“ „*Wer ist bei Dir, Aishe?*“, erkundigte sich der Lehrer, während er seine Daumenkuppe auf den Punkt oberhalb von Sara Hellwegs Nasenwurzel presste, und dann wieder: „*Wer ist bei Dir, wer ist bei Dir, Aishe?*“ Sara Hellweg, die eigentlich ruhen hätte müssen, wurde auf einmal stark erregt und wäre fast aus der Hypnose aufgewacht. Ihren Körper suchten krampfartige Zuckungen heim, so dass mehrere Mit-

glieder des *stehenden Jetzt* die Extremitäten festhalten mussten. Der Lehrer murmelte weiterhin Sara Hellwegs Mantra: „*Dein Kopf ist voller Geister*“, um die Patientin zu beruhigen, was auch funktionierte. Die Zuckungen ließen nach und Sara Hellweg flüsterte nun einen schwer verständlichen Namen. Als der Lehrer endlich verstehen konnte, wessen Namen sie da mit gedämpfter Stimme verlauten ließ, war er sich sicher, dass ein Ausflug nach Granada unausweichlich sein würde. Denn Sara Hellweg stieß den Namen des Emirs Abu l-Hasan Ali aus, über welchen der Lehrer im Zusammenhang mit seinen Studien bezüglich der maurischen Festung Alhambra einiges gelesen hatte. So fragte er ohne Hemmungen: „*Wo bist Du, Aishe, wo bist Du?*“ Und Sara Hellweg gab zurück: „*Im Comares-Turm, im Keller des Turmes*“.

„*Der Fall ist klar*“, erklärte der Lehrer, „*wir müssen noch heute die Reise nach Andalusien antreten, um bei Sara vor Ort eine Rückführung durchzuführen. Ganz offensichtlich war Sara im 14. Jahrhundert einmal die Gattin des Emirs. Und wenn sie sich an diese Existenz erinnert, können wir Sara von ihrer Abhän-*

gigkeit kurieren und sie zu einer von uns machen...“ Am Hamburger Flughafen, der nun den Namen des ehemaligen Bundeskanzlers Helmut Schmidt trägt, versammelten sich alle Mitglieder des *stehenden Jetzt*, um die nächste Maschine nach Madrid zu nehmen. Dort bestieg die Gruppe einen Reisebus, der sie innerhalb von fünf Stunden nach Granada beförderte. Am Morgen des nächsten Tages erreichten die von der Reise Erschöpften die Festung Alhambra, welche ihre Tore für Touristen noch nicht geöffnet hatte. Der Lehrer bestach indes einen Wächter und erreichte so, dass die Mitglieder des *Das stehende Jetzt* ungestört zum Myrtenhof gelangen konnten. Im Angesicht des prachtvollen Wasserbassins versetzte der Lehrer die vor Erregung schwitzende Sara Hellweg in Trance und nahm die Rückführung vor. Zu diesem Zweck ließ der Lehrer die Neuanwärterin auf dem hölzernen Thron am Rande des Beckens Platz nehmen, wo er dann das Pendel einsetzte. Die ohnehin noch nicht ganz aus ihrer Trance in Hamburg Erwachte glitt ohne Schwierigkeiten ins seelische Jenseits und gab sich sofort als *Aishe* zu erkennen. Der bei der Al-

hambra angestellte Sicherheitsbeamte ließ das skurrile Trüppchen nicht aus den Augen und ärgerte sich ein wenig, dass er die fünfhundert Euro von dem adipösen, rothaarigen Führer der Gruppe angenommen hatte. In der Hoffnung, dass niemandem Schaden zugefügt wurde, was der Lehrer dem stämmigen Uniformierten hoch und heilig versprochen hatte, wohnte der Wärter dem Treiben bei.

„*Wo bist Du, Aishe?*“, erkundigte sich der Lehrer bei Sara Hellweg, die kreidebleich geworden war. „*Im Keller des Turms!*“, gab Sara Hellweg prompt zurück. Der transpirierende Lehrer hakte nach: „*In welchem Turm?*“, und die Hypnotisierte erwiderte: „*Im Comares-Turm*“. Im Keller dieses Turmes, das wusste der Lehrer aus seiner Lektüre, hatte der Emir Abu l-Hasan Ali auf Betreiben seiner Geliebten Soraja seine Frau Aishe und den Kronprinzen Muhammad einsperren lassen. Unerwartet erhob sich Sara Hellweg und rannte auf den hinter dem Myrtenhof befindlichen Turm zu. Der Legende nach hatten Helfer einen Korb am Turm herabgelassen und Aishe sowie Muhammad befreit. So schnell sie konnten, eil-

ten die Mitglieder des *stehenden Jetzt* hinter Sara Hellweg hinterher und achteten nicht länger auf den Sicherheitsmann, der von einer eigentümlichen Stille erfaßt wurde und wie im Erdboden verwurzelt am Bassin des Myrtenhofes stehen blieb. Im Keller des Comares-Turms stieß die enthusiasmierte Gruppe auf Sara Hellweg, die immer wieder den Namen *Muhammad* rief und sich dabei die verschlossenen Augen rieb, um daraufhin, diesmal im gemäßigten Tempo zum Holzthron zurückging. Als Sara Hellweg erneut den Namen des Kronprinzen schrie, erstarrten der Lehrer und seine Schüler. Denn *Muhammad* antwortete auf die Rufe seiner Aishe. Zunächst hatte der Lehrer keine Ahnung, woher die Aishe-Rufe kamen. Dann aber näherte sich die Gruppe dem Myrtenhof, wo auf dem Thron der Sicherheitsbeamte wartete und Sara Hellweg in den Arm nahm, als sie sich zu Seiten des muskulösen Mannes niederließ. Da thronen sie also, Aishe und Muhammad, und nichts konnte sie und ihre Liebe aufhalten. Sara Hellweg drückte dem Wächter einen Kuss auf die Wange, den dieser sogleich erwiderte. Fasziniert von der Tatsache, dass

der Angestellte der Alhambra offenkundig von Saras Trance angesteckt worden war, wartete der Lehrer noch ein Weilchen ab, bevor er seine Novizin, und damit auch den Wärter, in die Gegenwart zurückholte. Als der Lehrer schließlich das Pendel zückte, um mit dessen Hilfe die im Schläfe der Vergangenheit Verlorenen aufzuwecken, kam ihm ein perfider Plan in den Sinn. Was wäre, dachte der Lehrer, wenn Sara und der Wächter im Jahre 1351 bleiben würden? Was wäre, wenn er die beiden Verliebten einfach nicht mehr ins 21. Jahrhundert zurück beorderte? Seinen Schülern teilte der Lehrer mit, dass er mit Sara und dem Wächter allein sein müsse, um die Rückführung in aller Stille durchführen zu können. Da die Schüler jedem Befehl ihres Anführers gehorchten, begaben sie sich nach draußen, um vor den Mauern der Festung zu warten. Dabei wurden sie jedoch von drei Sicherheitsmännern überrascht, die sofort Alarm auslösten und den Lehrer sowie das im 14. Jahrhundert gefangene Paar im Myrtenhof antrafen. Ihr Kollege reagierte aggressiv, als die anderen Wächter ihn abführen wollten, und auch Sara biss, spuckte und kratz-

te, als man sie ergriff. Der Lehrer blieb ruhig und distanzierte sich von den von ihm Hypnotisierten. Aber als die Lage zu eskalieren drohte, erhob der charismatische Führer seinen Pendel, versetzte die Wärter in Trance und befahl: „*Sperrt sie in den Turm!*“ Als die Wärter Sara und ihren Kollegen in den Keller des Comares-Turms eingesperrt hatten, verschloss der Lehrer die Eisentüre des kalten und dunklen Verlieses fest, um anschließend die drei Wärter aus ihrer Trance zu holen. Sie erinnerten sich an nichts und begleiteten den Lehrer wie Bodyguards zum Ausgang, wo *Das stehende Jetzt* ihn jubelnd empfing.

Die Gruppe verließ Granada und kehrte nach Hamburg zurück. Nach geraumer Zeit hatten alle Mitglieder vergessen, dass Sara Hellweg überhaupt einmal existiert hatte. Eines Morgens schlug der Lehrer die Auslands-Seite der Hamburger Morgenpost auf und stieß auf einen ihn schockierenden Bericht. Von einem legendären Knochenfund in der Alhambra war dort die Rede. Der Redakteur beschrieb in seinem Artikel, wie ein Bediensteter der Festung von Granada in einem stillgelegten Bereich der Alhambra

auf historisch äußerst bedeutsame Knochenreste gestoßen war. Fachleute datierten diese auf das mittlere 14. Jahrhundert und vermuteten, dass es sich um die lange verschollenen sterblichen Überreste des Kronprinzen Muhammad und seiner Geliebten Aishe handelte.

DAS METAPHYSIKUM

Die Reste des Virginia Steaks schlang Phelan Stern gierig hinunter, seit einem Tag hatte der Obdachlose nichts mehr gegessen und dementsprechend intensiv war der Genuss. Der rote Saft des halb durch gebratenen Fleischstücks perlte in Phelan Sterns Kehle und er genoss den Happen so sehr, dass er nicht einmal merkte, dass der soeben verschwundene Gast des Cafés am Neuen See sein Buch liegen lassen hatte. Mit dem Betreiber des gastronomischen Betriebs hatte Phelan Stern einen Pakt geschlossen. Wenn etwas auf den Tellern liegen blieb, durfte der Clochard es essen, insofern er dies dezent und nicht direkt am Tische tat. So klaubte der Doktor der Biolo-

gie die Reste zusammen und machte sich darüber am Ufer des Neuen Sees her, wo Schwäne weiß gestrichene Kähne umschwammen. Wohlhabende Berliner und auch Touristen gehörten zu den Besuchern des Cafés. Manche liehen sich, nachdem sie eine der köstlichen Mahlzeiten verspeist hatten, einen Kahn aus und ruderten auf dem See, während die großen weißen Wasservögel um Brotkrumen bettelten. Im Sommer war es herrlich, wohnungslos zu sein, dachte Phelan Stern, denn er schlief, wenn er müde wurde, einfach unter dem Sternenhimmel ein und träumte von Engeln. Auch in der letzten Nacht hatte Phelan Stern unterm freien Firmament genächtigt, dessen Licht vom mächtigen Vollmond milchig-trüb gefärbt war.

Sobald sich Phelan Stern das von dem gegangenen Gast hinterlassene Steak einverleibt hatte, richtete er seine Aufmerksamkeit auf das purpurn-blaue Schriftstück, welches neben dem Teller liegen geblieben war. Umgehend stürzte Phelan Stern in Richtung des Restaurantbesuchers, der gerade die Rechnung begleichen wollte und händigte ihm das Buch aus. Der aber wink-

te nur ab und sprach: „*Ein Geschenk für Sie!*“ Dankbar ließ sich Phelan Stern mit dem Druckwerk in einem der hölzernen Liegestühle am Strand des Neuen Sees nieder und schlug das Buch an einer beliebigen Stelle auf. „*Wer glaubt, dem kann nichts geschehen*“, stand dort geschrieben. Urheber des Satzes war ein gewisser Ludwig Wittgenstein, ein Wiener Philosoph, der jenen vor hundert Jahren notiert hatte, fand Phelan Stern heraus, als er die ersten Seiten der Schrift studierte. Wieder und wieder las Phelan Stern die ihn in ihren Bann schlagenden Worte, von denen ein eigentümlicher Glanz ausging. Der Lesende konnte nicht von dem Zitat ablassen und sagte es wiederholt laut vor sich auf.

Ein Schwan näherte sich, nach Futter verlangend. Dann aber hockte sich das prächtige Tier auf die Liege neben Phelan Stern und spreizte das Gefieder. Bei dem antiken Denker Platon hatte der ehemalige Dozent für Herpetologie einmal gelesen, dass die Seelen der toten Philosophen in Form von Schwänen erneut auf die Welt kommen. Was hatte es mit dem Schwan auf sich, der sich im goldenen Sonnenschein

präsentierte? Handelte es sich hier tatsächlich um die Seele eines alten Weisheitslehrers? Noch einmal, nur noch einmal, wollte Phelan Stern den ihn betörenden Satz des Ludwig Wittgenstein lesen, diesen ein für allemal verinnerlichen. So steckte er die Nase ins Buch und vergaß alles andere, den rätselhaften Schwan, das kühle Seewasser, die Leinenanzüge und Kleider tragenden Sommergäste, die helle Sonne und auch das in seinem Magen rumorende Steak. „...dem kann nichts geschehen, dem kann nichts geschehen...“, flüsterte Phelan Stern in einem fort. Nicht einmal die Zauneidechse, die durch Phelan Sterns Beine huschte, bemerkte der Experte für Reptilien. Ansonsten hätte er wohl sofort den lateinischen Namen *Lacerta agilis* gemurmelt, wie er es immer tat, wenn er ein Exemplar der scheuen Echsen zu Gesicht bekam. Wie ein Mantra repetierte der sich immer mehr vom Wachbewusstsein entfernende Obdachlose den geheimnisvollen Satz, der ihm immer mehr wie ein Schlüssel vorkam, wie ein Sesam, welcher sich beim Aussprechen der Zeile öffnete. Phelan Stern, der eigentlich in Meditation und Kontemplation geübt war, fiel

in eine tiefe Trance, doch zugleich arbeiteten seine Sinne präzise und umfassend wie nie zuvor. Heute hatte Phelan Stern noch kein Bier zu sich genommen, wie sonst an jedem Morgen. Der routinierte Trinker hatte einfach vergessen, den ihn stets fröhlich stimmenden Zaubertrunk einzuschütten. Und jetzt, da er sich im Besitz eines göttlichen Mantras wähnte, beschloss Phelan Stern, nie wieder zu trinken.

Die Umgebung änderte sich langsam aber konsequent. Wo eben noch der majestätische Schwan posiert hatte, räkelte sich nun eine ordinäre Alte, die ihre spitze Zunge über die aufgespritzten Lippen fahren ließ. Dieses Wunder der plastischen Chirurgie musste wohl um die fünfundsiebzig Jahre alt sein, und doch gerierte sich die Greisin wie eine junge, von überschwänglicher Sexualität bestimmte Frau. Ihre Brüste standen wie Eiswaffelkronen vom mageren Körper ab, die Brustwarzen kratzten keck am feuchten Stoff ihres weißen, mit Blüten applizierten Bikinis und die wasserstoffblonden Haare wehten im Wind wie Wetterfahnen. Alle Körperpartien dieses skurrilen Wesens mussten vom Messer eines

Schönheitschirurgen behandelt worden sein, dachte sich Phelan Stern als er seine Wahrnehmung auf das grelle Phänomen richtete. Die Alte schob sich zwei Finger in den aufgequollenen Mund und lutschte daran, wohl um den im Glanze seines Mantras erstrahlenden Mann zu erregen. Phelan Stern glänzte ganz und gar, ihm war zumute, als flöge er auf einer goldenen Wolke. Dieses Gefühl zelebrierte er mit all den ihm zur Verfügung stehenden Energien. *„Ein Metaphysikum, Wittgensteins Worte verhalten sich wie ein Metaphysikum“*, brüllte Phelan Stern aus voller Brust. Sofort schämte er sich für seinen unkontrollierten Gefühlsausbruch und blickte um sich, um festzustellen, ob er womöglich Gäste des Cafés am Neuen See gestört hatte. Aber niemand nahm Notiz von ihm, es war alles genauso wie sonst auch. Er war unsichtbar, ein kastenloser, von der Gesellschaft Ausgestoßener. Die barbiepuppenartige Seniorin ohrfeigte Phelan Stern auf einmal. Der Schlag traf ihn unvorbereitet, doch die alte Frau wollte dem im trockenen Gras liegenden Clochard bloß helfen, denn sie vermutete einen Ohnmachtsanfall. Phelan Stern

wies die von diversen Skalpellen, Botox sowie Silikon Verunzierte zurecht, um sich weiterhin seiner Epiphanie widmen zu können.

Göttliches Wissen überkam den im Lotossitz Hockenden, transzendente Ruhe, innerer Friede und Gelassenheit. Die Ränder seines Gesichtsfelds fransten aus und färbten sich silbern, Phelan Sterns Blick fiel auf die alte Frau, dann auf den Schwan und schließlich auf die Holzliegen. In seiner Wahrnehmung verschmolzen die Sinnesdaten zu einer breiigen Melange. Wie in einem alten Science-Fiction-Film, den er einmal gesehen hatte, nahm Phelan Stern die Umgebung in bloß zwei Dimensionen wahr. Zudem wiesen die Menschen, Tiere, das Gebäude, der See und die Kähne eine grünliche Tönung auf. Phelan Sterns Sinnesapparat beschränkte sich auf nur eine Farbe, kräftiges Neongrün, die übrigen phänomenalen Erscheinungen blieben schwarz. In den Brustkörben der Lebewesen vernahm Phelan Stern deren Herzschlag, die Herzen selbst erschienen ihm wie grüne, pulsierende Sterne. Auch den Atem der Geschöpfe konnte Phelan Stern

perzipieren, wenn sie inhalierten und daraufhin ausatmeten. Ströme von Grün durchdrangen die Lungen von ihre Mahlzeiten schluckenden Gästen des im Berliner Tierpark gelegenen Caféhauses. Winzige Galaxien kreisten um ihre Köpfe, die Gehirne zogen sich im Takt der Atembewegungen zusammen und wurden extrahiert, wenn der Pulsschlag heftiger wurde. Phelan Stern registrierte vor allem die Silhouetten der Speisenden, die ineinander übergingen, aneinander klebten und manchmal sogar miteinander fusionierten. Welcher Schöpfer hatte hier seine Hände im Spiel, fragte sich Phelan Stern? Wollte dieser enigmatische Gott ihm zeigen, dass alles mit allem zusammenhing und dass die von seinen früheren Wissenschaftskollegen suggerierte humane Singularität nicht mehr als einen Witz darstellte? In der Tat, die Individuen vermischten sich wie Farben auf einer Palette. Zu seiner Rechten verwandelte sich die von Schönheitschirurgen veränderte Alte in einen Schwan. Aus dem Arm des Kellners ragte das kalte Getränke enthaltende Tablett, und wirkte wie eine Verlängerung der Extremitäten des schwarz-weiß Livrier-

ten. Schwarz-weiß? Ja, anstelle des dominanten Neongrün erblickte der immer noch zweidimensional Wahrnehmende plötzlich eine monochrome Oberfläche, die von einzelnen Partikeln in Tiefenschärfe gebrochen ward. Die Plastizität der Sinnesdaten wurde im Sekudentempo transformiert, mal kam Phelan Stern die Szenerie vor wie ein flaches, undurchdringliches Foto, dann aber gab es Einbrüche in die dritte Dimension. Kaleidoskopische Eindrücke wurden dem ehemaligen Dozenten der Humboldt-Universität serviert, und in seinem Hinterkopf rotierte weiterhin jener kryptische Satz. „*Ich glaube, und mir kann nichts passieren*“, formulierte Phelan Stern eine Variante des Aphorismus von Wittgenstein.

„*Das ist korrekt, Dir kann nichts zustoßen*“, sang ein unvermittelt auftretendes, aus zwei betörend schönen Damen bestehendes Duett. Als Nurhan und Hatice stellten sich die beiden, wie überirdische Wesen auftretenden Türkinnen vor. Nurhans in der Mitte gescheiteltes Haar hing in langen, blondierten Strähnen auf ihren schmalen Schultern, ihre Lippen waren weiß angestrichen, Sternenstaub glitzerte auf den

Augenlidern der Zwanzigjährigen. Ihren Arm hatte Nurhan um ihre Freundin Hatice gelegt, deren maskuliner Wuchs mit der zierlichen Figur der Blondes kontrastierte. Hatices leicht fettig schimmernden Locken strich sie sich immer fort aus der Stirn, auf der die Brünnete ein indisch anmutendes, rotes Mal trug. In ihrer Ellenbeuge hielt die stämmige Hatice einen aus zwei ultramarinblauen Lautsprechern bestehenden MP3-Player, aus welchem tiefe Bässe pumpeten, während eine so hell wie jenseitig klingende Stimme den Vers „*Love on the low, Love everywhere I go*“ vortrug. Abrupt stoppte die basslastige Musik, als folgende sphärische Sentenz erklang: „*Wenn man unter Ewigkeit nicht unendliche Zeitdauer, sondern Unzeitlichkeit versteht, dann lebt der ewig, der in der Gegenwart lebt.*“ Phelan Stern kam dieser Ausspruch bekannt vor, ja, ging ihm auf, in dem eben von ihm gefundenen Wittgenstein-Band stand er auch geschrieben.

„*Wir haben unsere Hausaufgaben gemacht und unseren Wittgenstein ebenfalls gelesen*“, erklärte die im Sonnenlicht erstrahlende Nurhan, und fuhr fort: „*Mithilfe dieser beiden Sätze kannst Du die Ordnung des ganzen Uni-*

versums erspüren, Du wirst in der Lage sein, inneren Frieden, Ruhe und Gelassenheit zu empfinden, jetzt und in alle Ewigkeit, denn Du lebst im Jetzt, im stehenden, Dir präsenten Moment.“ Hatice klaubte einen Brotkrümel auf und fütterte den neugierigen Schwan, der ihrem Gespräch zu lauschen schien. Daraufhin fragte sie Phelan Stern, ob er, neben dem Satz von Wittgenstein, noch weitere Metaphysika kannte. Als wolle Hatice seine Biografie schreiben, erkundigte sich der stämmige Twen nach Phelan Sterns Geburtsdatum. Dann wollte sie wissen, welche Orte auf der Welt der frühere Universitätsdozent bereits besucht hatte. Phelan Stern war ein weitgereister Mann, der, als er noch das nötige Kleingeld zur Verfügung gehabt hatte, mindestens dreimal im Jahr in ferne Länder geflogen war. Zudem sprach Phelan Stern verschiedene Fremdsprachen, darunter Italienisch und Norwegisch. Ein kleiner, magerer Köter näherte sich dem Trio und vertrieb den nun ängstlichen Schwan. Zitternd bettelte der Hund um Nahrung. Kurzerhand bediente sich Hatice bei seiner Herrin, einer dicken Russin, die einen halben Hamburger auf ihrem Tel-

ler zurückgelassen hatte. Dann forderte Hatice von Phelan Stern, dasselbe zu tun und dieser konnte nicht widerstehen, obwohl er wusste, dass er sich Ärger einhandelte. Der russische Gatte ignorierte die dreiste Aktion, aber seine Frau kam, um Phelan Stern mit ihrem Ringfinger auf die Unterlippe zu schlagen. Diese platzte sofort, Blut spritzte auf Phelan Sterns kariertes Herrenoberhemd, das zerrissen und schmutzig war. Vor Zorn kochend nahm die laut schimpfende Russin ihren winzigen Terrier an sich und setzte sich wieder an den Tisch, zu ihrem Ehemann. Sofort kontaktierte Nurhan den mit ihr befreundeten Manager des Lokals, der dem Ehepaar auf der Stelle mit der Polizei drohte, woraufhin sich die adipösen Russen verzogen. Dieses Intermezzo stimmte den immer noch auf einer transzendentalen Ebene schwebenden Phelan Stern nachdenklich.

Hatice hatte den Unmut ihrer blonden Freundin erregt. Was ihr denn einfiel, den unbescholtenen Clochard in eine solche Lage zu bringen, wollte Nurhan wissen. Doch Hatice sagte nur: *„Das liegt in meiner Natur, das weißt Du doch“*. *„Ja, Du musst die armen*

Menschlein immer zu in vertrackte Situationen bringen, nicht wahr?“, entgegnete Nurhan, während sie konzentriert Phelan Sterns biografische Daten in ihr iPhone eintippte. „Beeil Dich, es wird Zeit zu gehen“, verlangte Hatice von Nurhan, „es warten noch andere Kunden auf uns...“. Indem Hatice ihre schwarze Lederjacke aufknöpfte wandte sie sich an Phelan Stern und sprach: „Du hast Dein Metaphysikum nun gefunden, behandle es sorgsam und achte darauf, dass Dein Mantra nur Dir allein bekannt ist, sonst könnte es gefährlich werden“. Phelan Stern verstand nicht, was die billigen Modeschmuck tragende Hatice von ihm wollte. Doch Nurhan erläuterte den Sachverhalt gewissenhaft: „Wenn wir gerufen werden, dann ist es in der Regel der Fall, dass jemand plötzlich oder auch sukzessive auf sein Schicksal traf ist oder damit konfrontiert wurde. Mittels eines in solchen Fällen auftretenden Metaphysikums sind unsere Kunden nicht nur für diese Welt, sondern auch für das Jenseits bestens gerüstet. Was wir von Dir wollen, Phelan, ist, dass Du uns weitere Metaphysika nennst, oder wenigstens die Bücher, in denen Du solche vermutest. Denk einmal genau nach, ist es

Dir nicht schon des Öfteren passiert, dass Du beim Lesen von ganz bestimmten Autoren auf Schlüsselsätze gestoßen bist?“ Phelan Stern konnte sich beim besten Willen nicht erinnern, aber dann richtete er sein Augenmerk auf die vergoldete, eine Eidechse darstellende Brosche an Nurhans Revers. Angesichts seines Lieblingstieres, über das er soviel wusste, wurde in Phelan Sterns Hirn eine Kettenreaktion ausgelöst. Sofort fielen ihm die Namen von Schriftstellern wie Schuppen von den Augen, er nannte Nurhan die Namen Robert Walser, Arno Schmidt, Thomas Bernhard, Franz Kafka, Ingeborg Bachmann, Bettina Galvagni, Thomas Mann, David Foster Wallace und Ruben Roin. Nurhan war zufrieden mit Phelan Sterns Angaben und notierte sie allesamt, um sich anschließend nach den in Frage kommenden Werken der aufgezählten Poeten zu erkundigen. Phelan Stern erwiderte: *„Jakob von Gunten, Schwarze Spiegel, Auslöschung, Amerika, Malina, Melancholia, Doktor Faustus, Infinite Jest und The Fog Of Enlightenment“*.

„Damit sind wir hier fertig“, sagten Hatice und Nurhan, *„Du hast uns zu neun potentiell-*

len Metaphysika verholphen, Phelan und wir hoffen, dass unsere nächsten Kunden die entsprechenden Sätze in den von Dir angegebenen Werken finden, um auf das transzendente Level wechseln zu können. Für Dich hat Karma ab jetzt keine Bedeutung mehr, Du lebst auf ewig im präsenten Augenblick. Und wenn Dich einmal Zweifel überfallen sollten, brauchst Du nur den Satz des Wittgenstein aufzusagen, jenes Mantra, das Dir Göttlichkeit verleiht.“ Phelan Stern rieb sich die juckenden Augen und sah, wie die beiden Frauen entschwanden. Ein undefinierbarer Nebel breitete sich um die Körper von Nurhan und Hatice aus, grellweißes Licht umzeichnete ihre Silhouetten und absolute Stille beherrschte die Atmosphäre im Café am Neuen See. Ihm war zumute, als würde der Abschied der beiden Türkinnen die gesamte Szenerie stillstehen lassen, und dem war wohl auch so. Die Essenden und Trinkenden, die Plaudernden und die Sonnenbaddenden, die Schwäne, Dohlen und Elstern verharrten in einem ewigen Moment, den Phelan Stern nicht nur subjektiv wahrnahm. Nein, das wiederholte Aussprechen der Formel „*Wer glaubt, dem kann nichts ge-*

schehen“ hatte sich auf die Umgebung des früheren Universitätslehrers und jetzigen Obdachlosen ausgewirkt. Phelan Stern stürzte unvermittelt in Richtung der beiden Entschwindenden, doch die hatten sich bereits zu weit entfernt. Als Phelan Stern ihre Namen rief, drehte sich zuerst Nurhan um, und daraufhin auch Hatice. Erstere spreizte schwanengleiche Flügel, ein Heiligenschein kreiste um ihr Haupt. Letztere verzog ihr Gesicht zu einer teuflischen Fratze, kaum sichtbare Hörner zeigten sich auf ihrer geröteten Stirn. Dann verabschiedeten sich die beiden endgültig, indem Nurhan und Hatice Phelan Stern einen Papierflieger zuwarfen und melancholisch winkten. Das aus einer Serviette des Cafés am Neuen See geformte Flugobjekt entfaltete Phelan Stern und stieß auf den Satz: *„Wir sind Engel, wir sind Dämonen, wir tauchen immer zur gleichen Zeit auf, denn wir lieben es, mit den Sterblichen zu spielen“.*

DIE TOTENSTADT MONASTERIA

Hinter dem Zwinger in der Stadt Monasteria befindet sich der Zugang zum Reich der Toten. Es handelt sich um eine brüchige, aus Ziegelsteinen bestehende Mauer, mit der ich ein blutiges historisches Schicksal verbinde. Nach den martialischen Aufständen im Jahre 2017 wurden an dieser Wand Regimegegner erschossen und im nahegelegenen Wäldchen verscharrt. Seitdem wachsen auf der Lichtung des kleinen Forstes rote Mohnblumen, und die Überlebenden der Katastrophe erzählen sich, dass das Blut der Opfer die Erde ganz und gar durchtränkt habe.

Die Toten leben nicht wie wir, sie marschieren auf den Straßen und kontrollieren unsereins, die letzten Menschen, die übriggebliebenen Lebenden. 2017 war das Jahr, in dem die Geschichte eine Wende hinlegte. Erstmals gab es auf Erden mehr Leichname als lebendige Wesen. In Statistiken wiesen Nachrichtenmagazine in aller Welt diese Tatsache nach. Indem die Leichen, und ihre längst verloren geglaubten, toten Seelen nun die Majorität bildeten, erwachten sie wieder zum Leben, insofern man ihre Form der Existenz überhaupt mit diesem für Menschenkinder gedachten Begriff bezeichnen darf. Im Jahr der Machtübernahme kam es an allen Orten der Welt zu heftigen Ausschreitungen. Ganze Heere von Knochenmännern und ledrig aussehenden, aus den Grüften kriechenden Kreaturen weiblichen Geschlechts, bevölkerten von heute auf morgen unseren ehemals so schönen blauen Planeten. Ich lernte, dass in jeder größeren Stadt und auch in den Dörfern Schlupflöcher zu finden waren, aus denen die Toten herauskamen. Allein durch ihr Aussehen erschreckten sie die nun unterlegene menschliche Rasse so sehr, dass

sich die Minorität der Geschöpfe aus Fleisch und Blut ihren neuen Herren auf Haut und Haar auslieferte.

Worum ging es bei diesem brutalen, unvermittelt ablaufenden Putsch? Was wollten die Toten erreichen? Ganz einfach, ihre Absicht bestand darin, möglichst viel von der warmen, menschlichen Energie aufzusaugen und somit ihren passiven Lebenszustand in einen aktiven zu transformieren. Kurz gesagt, ohne das Vorhandensein der humanen Wärme, die nicht mit Liebe zu verwechseln ist, hätten die Toten niemals zurückkehren können. Aber plötzlich war ein Mensch zu viel ins Totenreich gewandert. Im Untergrund hatte es einen hellen Aufruhr gegeben, die Friedhöfe verwandelten sich in von lauten Geräuschen umfängene Zonen der marodierenden Hundertschaften von fröhlich auf ihren Knöchlein musizierenden Leichnamen. Auf den Totenackern herrschte eine Atmosphäre, die an Musikfestivals erinnerte. Wütend gingen mutige Totengräber gegen die ihre eigene Ruhe störenden Verstorbenen an, malträtierten diese mit Äxten und Schaufeln. Es war indes nichts zu machen, denn die To-

ten wussten, sie waren endlich in der Überzahl. So viele Kriege und Krisen hatte es im Laufe der menschlichen Geschichte gegeben, über Jahrtausende waren die Leichen vergraben oder verbrannt worden, und die lebendigen Menschen waren stets in der Überzahl gewesen.

Als die Lage 2017 kippte, traf es mich nicht unvorbereitet. Schon als Kind hatte ich mich für den Tod interessiert und den alten Fabeln vom Zwinger in meiner Heimatstadt gelauscht, welche von den klapprigen Greisen erzählt wurden, die auf den Bänken an dem ehemaligen Gefängnis hockten und Vögeln fütterten. Zu ihnen fühlte ich mich, seit ich denken konnte, hingezogen. Wohlige Schauer durchliefen meinen Körper, wenn ich von den Legenden der lebenden Toten hörte. Äußerst scheu seien diese Wesen, berichtete man mir, doch es gäbe Möglichkeiten, ihnen zu begegnen, wenn man nur mit Besonnenheit abwarten würde. Süßigkeiten lieben sie, die fauligen Grabbewohner. Zuckrigen Saft, Schokoladenriegel und auch Kakao stellte ich fortan auf die Grabsiedlung am Zwinger in Monasteria, und harrte geduldig in den

Nächten aus. Ein oder zweimal bildete ich mir ein, die schwer fassbaren Kreaturen entdeckt zu haben, doch am Ende stellte sich heraus, dass ich nur Wild oder herumstreifende Katzen vor Augen gehabt hatte.

Nach dem Tod meiner Pflegeeltern, ich war als Waise aufgewachsen, verwandelte ich deren Grab in eine Stätte der Fröhlichkeit, spielte ich doch nächstens die von ihnen zu Lebzeiten so geliebte Musik ab und kniete vor dem wunderschönen, aus Basalt gehauenen Grabstein. Mit diesen Verstorbenen verband ich eine ganz besondere Beziehung, hatten sie mir doch stets nur Güte und Liebe angedeihen lassen, bis sich ihr Auto in eine Blechruine verwandelte, im Rahmen eines schrecklichen Unfalls vor den Toren der Stadt.

Bald wohnte ich richtiggehend auf dem an den Zwinger grenzenden Friedhof, flanierte stundenlang im von Mohnblumen bewachsenen Hain und lernte auch die Bedeutung der Ziegelsteinmauer kennen. Verschiedene Regime hatten an der porösen Wand bereits unliebsame Personen erschießen lassen, unschuldige Angehörige von Minderheiten zumeist. Deren Karma

hatte sich dann, so las ich einst in einer hinduistischen Schrift, auf die Seelen der Henker ausgewirkt. Still waren die politischen Renegaten in den Tod gegangen, oftmals aus voller Überzeugung betend. Indem sie sich ihrem Geschick fügten, und bereitwillig ins untere Reich übersiedelten, vervollkommneten sie den Grad ihrer an Erleuchtung grenzenden Erlösung. Um Märtyrer, nicht weniger, handelte es sich bei diesen ermordeten Idealisten, dachte ich mir oft. Die Henker hingegen vegetierten nach den Hinrichtungen manchmal jahrelang in geistiger Umnachtung dahin, bis sie von scheußlichen Leiden hinweggerafft wurden, war ihr Karma doch durch und durch geschwärzt gewesen.

2017 hatte ich soeben mein siebzehntes Lebensjahr vollendet und war immer noch ein von Dreckkrusten übersäter Haderlump, ein in zerfetzter Kleidung steckender Herumtreiber, der indes mit einer besonderen Gabe aufwarten konnte. Im Laufe der ersten Dekade des dritten Jahrtausends hatte ich mir alles Lesbare über das Wesen des Todes angeeignet und war zu einer Koryphäe geworden, deren Wissen jedoch von

niemandem gebraucht zu werden schien. Nur die sich am Friedhof herumtreibenden Greise erkannten den Kern meines Daseins, war ich doch ein wahrer Diener des Todes, der nur danach gierte, endlich mit einem Verstorbenen in Kontakt treten zu dürfen. Im Zuge der Revolten von 2017 war ich dann endlich mit dem wahren Wesen des Todes konfrontiert worden und hatte mein Wissen gewinnbringend an die Meistbietenden, in diesem Falle: die berüchtigten neuen Machthaber, veräußert.

Heute feiere ich meinen siebenunddreißigsten Geburtstag. Ich lebe in einer aufwendig restaurierten, neoklassizistischen Villa, aus deren Wintergarten ich einen äußerst guten Blick auf den Zwinger habe, und insbesondere auf die brüchige Mauer, jenen inzwischen allerorts akzeptierten Zugang zum Totenreich von Monasteria. In anderen Städten mag es anders geartete Portale geben, doch meistens liegen diese an von der Historie umwehten Stätten, in Gräften, bei Denkmälern oder in antiken Gebäuden wie Burgen und Kirchen.

Mit den Toten habe ich meinen Frieden gemacht, sie lassen mich in Ruhe und ich

erforsche ihre Existenz nur noch aus der Ferne. Indem ich freundlich zu den so leicht verletzlichen wie ruchlosen Geschöpfen war und bin, akzeptierten sie mich als ihren menschlichen Botschafter, der sich für ihre Belange einsetzt. Sofern sie die zumeist traurigen Leben der wenigen noch in Monasteria vorhandenen Menschen unangestastet lassen, erweise ich mich als ihr Freund.

Den Totenflüsterer nannten sie mich schon als Kind, und heutzutage habe ich aus meiner Passion einen lukrativen Beruf gemacht. Ich handele mit menschlicher Wärme, dem für den Fortbestand der Toten dringend benötigten Lebensodem der Erdlinge. Diese Profession mag moralisch fragwürdig sein, kaufe und verkaufe ich doch humanes Karma, um den Leichen zu Kraft zu verhelfen. Von Tag zu Tag sterben weitere Menschen, vermehren so die Zahl der Toten und vergrößern ihre Macht. Ich weiß, dass ich ein Unmensch bin, eine Art Vampir, der die Energie der reinen Seelen schröpft. Die Toten haben mich zu einem Bruder gemacht, und doch hasse ich es, so zu sein wie sie es sind.

Morgen findet die große Parade statt, der unheilvolle Totentanz, in dessen Verlauf die toten Machthaber ihre Überlegenheit demonstrieren und ihren Anführern eine exakt berechnete Anzahl von reinen Seelen opfern. Am morgigen Tage wird die zwanzigste Parade begangen, wohnte ich der ersten doch bereits im Jahre 2017 bei. Aus diesem Anlass soll ich den schattenhaften Diktatoren ein Dutzend Seelen liefern, doch ich werde den aus aller Welt nach Monasteria kommenden Tyrannen einen Strich durch die Rechnung machen und sie einfach vergiften!

Sonnenstrahlen durchdringen den von silbernen Wolkenschichten behangenen Himmel, parallel angeordnet stoßen die Lichtbahnen auf unsere Stadt Monasteria und beleuchten Zwinger, Gräber und auch den vom roten Mohn bewachsenen Wald. Ich stand früh auf, selbst für meine Verhältnisse, nämlich um vier Uhr. Denn ich wollte als erster an der von den toten Herrschern angelegten Prachtstraße stehen und die Paradierenden begrüßen, um ihnen zwölf moralisch einwandfreie Seelen zu überreichen. Wo hatte ich mich nur herum-

getrieben? In Hospitälern und Heimen, in Klöstern und Kindergärten. Überall suchte ich nach Seelen, deren Karma auf den ersten Blick gut erscheint, sich auf den zweiten jedoch als letal erweist. Um mein Werk zu vollenden, und die Imperatoren der Totenwelt endgültig aus unserem schönen Monasteria zu vertreiben, musste ich nicht weniger als vierundzwanzig Seelen heranschaffen. Denn jeder reinen hatte ich jeweils eine verderbte zuzuordnen, um das Dreckige mit dem Güldenem zu tarnen. In meinem Labor, im Keller meines Herrenhauses, experimentiert ich lange Zeit mit der Essenz der Seelen. Es gelang mir, diese in einem ovalen Bassin zu nähren und beobachten. Dabei wollte ich vor allem ein Fusion erzeugen, eine Verschmelzung der reinen mit den unreinen Seelen.

Woher bekam ich die Seelen? Ganz einfach, ich stahl sie den toten Leibern. Jede Nacht lag ich an der porösen Mauer am Zwinger auf der Lauer und observierte den physikalisch nachweisbaren Prozess des Sterbens. Dieser besteht darin, dass Seelen die toten Körper verlassen und sich vor dem ehemaligen Gefängnis an der Hinrich-

tungsmauer treffen. Bläulich leuchten die Totenseelen und korrespondieren im Mondlicht auf eleganteste Weise mit dem Rot der Mohnblumen im Hain. Zuerst betrachtete ich das Geschehen nur, dann fasste ich den Mut, die in die Unterwelt wandernden Seelen zu jagen. Mit Schokoladentafeln, kandierten Früchten sowie Zuckerwasser verharrte ich vor dem Zugang zum unteren Reich. Lange dauerte es nicht, bis die ersten Totenseelen herankamen, um sich an den Süßigkeiten gütlich zu tun. Auf diesem Wege sammelte ich schließlich die dringend benötigten vierundzwanzig Seelen ein, musste also weder in Kindergärten danach suchen, noch in Klöstern. Die reinen Menschen ließ ich glücklicherweise unangetastet, obgleich mein perfider Plan einst anders ausgesehen hatte. Aber mittels meiner erfolgreich ausgeführten, alchemistischen Versuche, konnte ich darauf verzichten, auch mein eigenes Karma noch deutlicher zu schwärzen.

Im Reagenzglas vermischte ich reine mit unreinen Seelen, packte die explosiven Gemische in golden glänzende, mit purpurnen Schleifen versehene Pakete ein, um sie heu-

te, am Tag der Parade, den Totenherrschern auszuhändigen. Sie werden, wie jedes Jahr, die blau schattierte, aus meinem Bassin stammende Flüssigkeit trinken. Diesmal werden unsere Gebieter jedoch nicht an Energie gewinnen, sondern geschwächt über die Prachtstraße wanken. Zwölf Totenkönige gebieten über die zwölf Reiche auf Erden, sie halten die Minorität der Lebenden unter Kontrolle und ernähren sich von deren Wärme. In meinem besten Anzug, einem seidenen Dreiteiler, gehe ich leicht zitternd auf die Tribüne zu, wo die zwölf Herrscher bereits thronen, um den Beginn der Parade mitzubekommen. Mit über die Maßen angespannten Nerven gieße ich meine Cocktails in ihre Silberbecher und garniere das Ganze mit gezuckerten Kirschen. So lässt die Wirkung nicht lange auf sich warten, denn die zwölf Herrschaften schütten die Drinks samt Kirschen in ihre gierig auseinanderklaffenden, mumienhaften Mäuler. Mein Plan geht auf, eine Art Supernova verbreitet sich im Zentrum der Stadt Monasteria, explodieren die geisterhaft in Leinentücher gehüllten Leiber der Totenherrscher doch in kürzester Frist.

Das grelle Leuchten ruft alle Überlebenden aus ihren Verstecken; mit Spitzhacken, Harken und Beilen bewaffnet schlagen wir gemeinsam auf die auf der Prachtstraße paradiierenden Heere ein. Deren Energie verpufft in Bälde, so wie ihre Könige sich in Luft auflösten. Nach wenigen Stunden ist Monasteria endlich in unserer Hand, eiligst wird der Zugang zur Unterwelt zugemauert, damit keine weitere Totenheere aus dem Hades in unsere Stadt wandern können. Die Nachricht spricht sich schnell in der ganzen Welt herum, nutzen wir doch die antik anmutenden, aus den 2000ern stammenden Smartphones, unseren effektivsten Waffen. In den sozialen Medien bricht ein Sturm los, ein friedlicher indes. Meine Cocktails schickte ich vor einigen Tagen mithilfe von Kurieren in alle Welt, finden doch die Paraden überall zur gleichen Zeit statt. An jedem Ort, in jeder Metropole und auch in jeglichem Dörfchen, ist das Ergebnis dasselbe: die Totenherrscher werden zu Staub und Asche. Denn im beschaulichen Monasteria wurden ihre Könige, die weltweit höchsten Instanzen der Leichname,

von mir annihilert, und damit die Welt befreit.

Eine mit schmutziger, löchriger Kleidung ausgestattete junge Frau nähert sich mir, während ich auf der Tribüne die Überreste der Totenkönige untersuche. Über schwänglich gratuliert sie mir und behauptet, meine Schülerin zu sein, eine Totenflüsterin, die jahrelang auf den Friedhöfen der Stadt Monasteria lebte und forschte. Olga sei ihr Name, erklärt sie mir, und blickt mir fest in die Augen. Sie sei auf der Suche nach einem Unterschlupf, auch eine primitive Unterkunft wäre sie bereit als Lager zu akzeptieren. Da ich in meiner Villa ohnehin zu viel Platz habe, biete ich ihr sofort an, bei mir einzuziehen, hatte ich doch noch nie in meinem Leben Kontakt zu einer gleichaltrigen Frau. Nur mit den Greisinnen bin ich vertraut, wohingegen Olga die alten Männer kennt, die ihr Wissen über den Tod an sie weitergaben und sie letzten Endes an mich verwiesen.

Seit einigen Monaten lebe ich nun mit Olga zusammen, und wir ergänzen uns bestens. Als Berater fungieren wir, werden aus aller Welt mit Aufgaben betraut. Denn die

wenigen Überlebenden der fundamentalen Auseinandersetzung von Toten und Lebendigen benötigen dringend Informationen über die Art und Weise, wie sie ihr wieder gewonnenes Dasein organisieren sollen. Olga und ich kennen die Schriften aus der Vergangenheit, deren Inhalte heutzutage bloß noch durch mündliche Überlieferung weitergegeben werden können. Wir wissen um das Wesen des alten Rom, der griechischen Antike, wir kennen das Mittelalter und auch die Neuzeit. Zum Präsidentenpaar wollen uns die Menschen küren, doch wir lehnen ab. Bald finden sich fähige, potente Männer und Frauen, die bereit sind, die Geschicke der Menschen auf Erden zu leiten. Olga und ich beraten diese neu gewählten Politiker, für die wir ein soziokulturelles System entworfen haben, welches die besten Seiten von Monarchie, Demokratie und Sozialismus vereint.

In diesem System gedeiht die menschliche Rasse prächtig. Kinder werden gezeugt, Schulen und Universitäten gegründet. Es herrscht Aufbruchsstimmung, der Humanismus floriert wie im Florenz der Renaissance. Nach geraumer Zeit wird auch Olga

endlich schwanger. Doch im Verlaufe der Schwangerschaft kommt es zu verschiedenen Komplikationen. Olga scheint den Verstand zu verlieren und schlafwandelt in jeder Nacht. Allzu häufig muss ich sie an der Mauer vom Zwinger abholen, oder finde sie dreckverkrustet im Wäldchen, wo immer noch rote Mohnblumen wachsen. Auf geheimnisvolle Weise ist Olga vom Tod fasziniert, obwohl wir uns verbieten, über dieses Thema zu reden. Nein, wir wollen uns ganz und gar dem Leben widmen, und dem Tode keine Herrschaft einräumen über unsere Gedanken, um der Liebe willen! Doch leider hat uns die jahrzehntelange Beschäftigung mit jenem morbiden Sujet vergiftet, wir sind nicht in der Lage, uns vom Tod loszusagen. In den letzten Wochen der Schwangerschaft beruhigt sich Olga endlich. Erschöpft verbringt sie die Nächte an meiner Seite auf dem samtenen Bett. Wir freuen uns auf den Nachwuchs und beten darum, dass alles gut werden möge.

Eines Sommermorgens setzen die Wehen ein und ich fahre meine Frau sofort in die wiedererrichtete Universitätsklinik. Über zwölf Stunden braucht Olga, um das

winzige Wesen aus ihrem Bauch herauszupressen. Im Angesicht all des Blutes kollabiere ich und muss von den Ärzten mit Sauerstoff beatmet werden. Als hätten sie nicht genügend Arbeit mit meiner Gattin! Spätabends kommt unser Nachwuchs dann zur Welt. Auf den ersten Blick sieht der Junge aus wie jeder andere Säugling, doch bei näherer Betrachtung packt mich das Entsetzen. Olga ist nach all den Anstrengungen eingeschlafen und auch die Ärzte haben sich zurückgezogen. In meinen Armen halte ich ein in weißes Tuch eingewickeltes Etwas, dessen Äußeres kalte Schauer der Verzweiflung in mir hervorruft. Behutsam streiche ich die dünnen Stoffbahnen zurück und enthülle das Gesicht meines Sohnes. Ledrige Haut, tiefe Falten, vergammelte Zähne und milchig-weiße Pupillen muss ich entdecken. Verängstigt lege ich das wie mumifiziert wirkende Bündel zurück in den Brutkasten und stimme ein Schlaflied an.

Als Olga aus ihrem Tiefschlaf erwacht, schaut sie mich aus traurigen Augen an, denn sie weiß schon um die Andersartigkeit unseres Kindes. Genauer gesagt fiel sie

in eine veritable Ohnmacht, indem sie dem schrumpeligen Wesen ins Antlitz blickte. Jetzt aber wiegt sie das Baby in ihrem Armen und redet beruhigend auf den schreienden Jungen ein. Bald gibt er Ruhe und gleitet sanft in den Schlaf. Das drollige Schnarchen erleichtert die Mutter und mich. *„Wir haben uns zu sehr mit dem Tod auseinandergesetzt“*, spricht meine Frau nun, *„und hiermit zahlen wir den Preis dafür“*. *„Lass uns dem Kind so viel Liebe geben wie möglich“*, erkläre ich und drücke meinem Sohn einen Kuss auf die von tiefen Furchen durchzogene Wange. *„Könnte er uns aber nicht durchaus gefährlich werden?“*, frage ich Olga vorsichtig, *„schließlich gehört Vladimir dem Geschlecht der Toten an, bei ihm handelt es sich nicht um ein lebendiges Kind, wie du weißt“*. Doch Olga erwidert empört: *„Niemand könnte uns unserer eigener Sohn gefährlich werden, denn wir werden ihn mit Liebe überschütten und so zu einem von uns machen. Wir werden den Geruch des Todes, der aus seinen Poren dringt, loswerden, um eine Metamorphose auszulösen. Wir werden beweisen, dass es durchaus möglich ist, einen Toten in einen echten Menschen zu verwandeln.“*

Vlad, so der Spitzname unseres Nachkommens, gedeiht prächtig, er spielt im Garten unserer Villa und besucht sogar einen der Kindergärten von Monasteria. Seine Altersgenossen lieben den seltsam aussehenden Knaben über alles. Doch sie wissen auch, dass Vlad keiner von ihnen, sondern eine Kreatur aus der Vergangenheit ist. Die alten Leute erzählten ihre Geschichten über das Jahr 2037 und die vermeintlich endgültige Vertreibung der Totenrasse. Unser Sohn feiert heute seinen zehnten Geburtstag, viele seiner Freunde sind zu uns nach Hause gekommen. Es wundert die Kinder nicht mehr, dass Vlad nie etwas Essbares zu sich nimmt. Stattdessen legt er seinen Kopf an den Bauch seiner Mutter Olga und inhaliert ihre Wärme. Noch ist sie in der Lage, genügend menschliche Energie aufzubringen, um den Kleinen zu versorgen. Was aber wird nach der Pubertät geschehen, fragen wir uns oftmals besorgt. In dem Alter, wo aus Vlad ein junger Mann werden wird, könnte vieles Unerwartetes geschehen. Er könnte gegen seine Eltern aufbegehren und seine wahre Herkunft aufdecken. Diese haben wir jahrelang vor

ihm verschwiegen. Vlad weiß nicht, dass er kein richtiger Mensch ist, sondern eine Kreatur der Unterwelt.

Ernst spricht Olga folgende Worte: *„Sein Energiebedarf wird steigen, das weißt du, Liebling. Und wenn ich ihm die notwendige Wärme nicht mehr geben kann, wirst du meine Position einnehmen und das Kind nähren“*. Erschüttert über den Subtext ihrer Äußerung, versuche ich meine aufgebrachte Frau zur Ruhe zu bringen. *„Das wird nicht geschehen, wir werden andere Wege finden. Nein, Olga, du darfst und wirst dich nicht opfern.“*

So gehe ich seit einiger Zeit wieder zur Hinrichtungsmauer und in den daran grenzenden Wald, um in der Nacht die bläulich leuchtenden Seelen zu beobachten, die in die Unterwelt wandern. Wie schon in der früheren Zeit bringe ich Süßigkeiten mit, um die körperlos umher geisternden Seelen anzulocken. Durch einen winzigen Riss in der von uns zugemauerten Wand gelangen die Totenseelen in den Hades, und dort bleiben sie auch. Denn in Monasteria herrschen nun die Menschen, denen sich die Leichname, wie schon in der Vergangenheit, unterordnen. Die Totenkönige sind ja

im Rahmen der großen, von mir initiierten Vergiftungsaktion umgekommen, und so haben die Toten keine Repräsentanten mehr. Auch ich fungiere nicht mehr als ihr Vermittler, denn die Gestorbenen kehren nicht mehr zurück, vorerst.

Meine früheren Gefährten werden gewusst haben, dass ich nur etwas Totes auf die Welt bringen kann, und sie werden alles unternehmen, um den jungen Vlad zu beeinflussen und auf ihre Seite zu ziehen. Vlad, so munkeln die am Friedhof hockenden Greise, könnte ein neuer Imperator werden, ein weiterer Totenherrscher, der die Mächte des unteren Reiches erneut ans Tageslicht dringen lassen wird.

Olga redet immer öfter über die nun im vollen Gange befindliche Pubertät unseres Jungen, immer schwächer wird sie, denn Vlad saugt seiner Mutter von Tag zu Tag mehr Energie ab. Wenn es so weiter geht, wird Olga in wenigen Tagen tot sein. Also ist es an mir zu handeln. Den Prozess des Sterbens kenne ich in und auswendig und seit nunmehr vier Jahren observiere ich die in den Untergrund gleitenden Totenseelen. Heute Nacht werde ich so viele wie möglich

von ihnen fangen, in mein Bassin werfen und einen Energiecocktail brauen, mit dessen Hilfe Vlad auf direktem Wege ins Leben befördert werden kann, wenn alles gut geht. Wie viele Seelen brauche ich, um ausreichend Kraft zu synthetisieren? Wie viel karmische Energie wird Vlad gut tun? Schließlich soll er leben und nicht durch eine Überdosis umkommen!

Olga treffe ich am frühen Morgen deutlich geschwächt an, sie hat die ganze Nacht unseren Sohn mit ihrer humanen Wärme versorgt und ist jetzt dermaßen ausgelaght, dass sie sich ihrerseits auf den Gang ins Totenreich vorbereitet. Neben ihr auf dem Samtbett liegt Vlad noch und schlummert. Sachte decke ich den Halbwüchsigen mit der Wolldecke zu, wecke Olga und bedeute ihr, mir zu folgen. Im Keller des Herrenhauses, wo sich mein Labor befindet, zeige ich Olga die Ausbeute der letzten Nacht. Etwa hundert Seelen konnte ich mit meinen zuckrigen Nahrungsmitteln in meine Nähe bringen und mit der bloßen Hand einfangen. „*Was meinst du*“, frage ich meine Frau, „*wie viele Seelen werden wir benötigen, um Vlad von seinem Status als Leichnam zu*

erlösen?“ „Tu das nicht!“, ruft Olga entsetzt, „das könnte gründlich schief gehen“. „Doch“, entgegne ich ihr entschlossen, „ich werde nicht zulassen, dass du dich für eine Mumie opferst, auch wenn es sich dabei um unseren Sohn handelt.“

Mit meiner Aufgabe hadernnd, entscheide ich, dass wohl ein Dutzend Totenseelen genügen müssen, um Vlad die Energie zukommen zu lassen, die ihn in einen lebendigen Menschen transformiert. Ich erinnere mich an die Parade der Toten, als ich jedem der zwölf Totenkönige jeweils zwei Seelen in den Cocktail mischte, eine reine und eine unreine. Aufgrund der antipodischen Kräfteverhältnisse des Gemischs wurden die ehemaligen Herrscher zu Staub und Asche. So rechne ich, dass etwa zwölf Seelen ausreichen müssen, damit mein Sohn endlich am wahren Leben teilhaben kann und Olga verschont bleibt. Wild entschlossen zieht sie Vlad an ihre mageren Rippen, und nährt ihn mit ihrer Wärme. Im Keller mixe ich einen Shake, der es in sich hat. Die bläulich leuchtende Energie taucht mein Labor in ein opakes Licht, während draußen der Vollmond am Himmel prangt und meinem

Unterfangen einen beängstigenden Beigeschmack verleiht. Wie auch immer, ich schnappe mir ein Dutzend reine Seelen, denn unreine habe ich nicht an mich genommen, und schütte sie in ein Reagenzglas. Dieses verschließe ich mit einem Gummikorken, schüttele es kurz aber heftig, um ins Schlafzimmer zu eilen, wo Olga, den Jungen am Leib, im Sterben liegt.

Blitzschnell injiziere ich meinem Sohn die blaue Mixtur, trage Olga in den Keller, wo ich beabsichtige, mich zu verbarrikadieren, bis die Wirkung des Mittels eintritt. Die Reaktion lässt nicht lange auf sich warten, und sie übertrifft alle Erwartungen. Mit einem Fernglas betrachte ich die naheliegende Hinrichtungsmauer, den immer noch vom Mohn bewachsenen Wald und den Friedhof. Denn ich gehe davon aus, dass Vlad zuerst diese Orte aufsuchen wird. Mit meiner Annahme liege ich richtig, ich kann sehen, wie mein bläulich glühender Sohn an die Mauer tritt und sie mit Faustschlägen und Fußstritten versieht. Seine Kraft ist so groß, dass die alte Wand zu bröckeln beginnt und aus den Spalten und Rissen massenhaft glühende Seelen heraustreten.

Was habe ich nur getan, denke ich, als ich bezeugen muss, wie mein Vlad die Mauer mit aller Gewalt niederreißt. Die Totenseelen sind auf der Suche nach ihren Körpern, die in den Gräbern des Friedhofs ruhen. Bald öffnen sich diese, und längst verrottene Leiber erlangen neue Lebendigkeit. Um meinen Sohn tanzen die fröhlichen Leichen herum, die ihrem neuen Herrscher eine Krone aufsetzen. Entgeistert verlasse ich den Keller, um Vlad zur Vernunft zu bringen. Doch im Salon unserer Villa treffe ich auf eine Hundertschaft von verfaulten Leichen, die vitaler sind denn je. Auch Olga erwacht aus ihrem komatösen Schlaf und tritt an meine Seite.

Vor dem großen, nach klassizistischen Motiven gestalteten Spiegel im Antichambre versammeln sich die Söldner des Todes. Was sie mit uns vorhaben, weiß ich nicht. Als die Gruppe auf Olga und mich zukommt, wage ich einen kurzen Blick in den Spiegel. Dort erblicke ich einen gebeugten, alten Mann. Olga hingegen wirkt frisch und jugendlich. Unvermittelt stimmen die Toten einen hypnotischen Gesang an und rufen daraufhin den Namen unseres Sohnes. Die-

ser lässt nicht lange auf sich warten. Stolz marschiert er, die Krone auf dem Haupt, ins Antichambre und begrüßt seine Untergebenen und die Eltern. Im Spiegel muss ich mitansehen, wie Vlad mich umarmt, seinen in Minutenschnelle gealterten Vater. Olga und Vlad Herzen mich, und das Letzte, was ich sehe ist, wie mein Körper zuckt und kreiselt, um allmählich zu Staub zu werden.

Vlad überreicht seiner Mutter die Krone, kehrt die Überreste seines Vaters mithilfe eines Besens zusammen und deponiert sie in einer Urne. Von oben herabblickend werde ich Zeuge des Geschehens, indes bin ich nicht in der Lage einzugreifen, da meine Seele den Korpus verlassen hat. Höher und höher steige ich, wo die Reise enden wird, weiß ich nicht.

DER SCHUTZMANTEL

Vor Kälte zitternd stand Lucian in der Fußgängerzone der Stadt Monasteria, in seinen Händen ein Bündel mit Magazinen. Seit geschlagenen vier Stunden harrete der blasse junge Mann mit missionarischem Eifer vor der Filiale einer Bekleidungskette aus und führte einen inneren Dialog mit sich selbst. Dieses stumme Gespräch mit der Seele beherrschte Lucian noch nicht so gut, zu oft ließ er sich ablenken, von den verachtungsvollen Blicken gewisser Passanten etwa. Sein Lehrer hatte Lucian den inneren Dialog einst beigebracht und gesagt, es dauere eine ganze Weile, bis man durch die kontemplative Wirkung des stillen Zwiegesprächs einen imaginären Schutzmantel um sich

hüllen könne, der wiederum vor Zerstreuung schütze.

Den Lehrer bewunderte Lucian grenzenlos, war der doch ein weitgereister und äußerst gebildeter Herr, ein intellektueller Kosmopolit, dem auch Lucians Eltern verfallen waren. Im Auftrag des Lehrers fror Lucian gern in der Einkaufspassage, wo er die Ausgaben des Magazins, welches sein Mentor herausgab, loszuwerden versuchte. Einem strengen Kodex zufolge durften die sogenannten *Kinder* des Lehrers ihre Schrift, namens *Der Schutzmantel*, weder anbieten noch anpreisen. Vielmehr mussten die *Kinder* schweigend abwarten, bis ein Interessierter von sich aus auf sie zukam. Lucian galt als besonders begabter Zögling des Lehrers, ihm war es sogar erlaubt, in der Unterkunft des mächtigen Mannes zu nächtigen, eine Tatsache, die Lucians Eltern eher widerwillig akzeptierten. Doch waren sie und ihr einziger Sohn der Willkür des feisten Mannes mit dem testosteronschwangeren Blick ausgeliefert, seinen Willen hatten sie zu vollstrecken.

So hielt Lucian auch in jenem Winter die Kälte aus, indem er sich immer wieder des

Schutzmantels vergewisserte, der ihn angeblich stets umgab. In Wahrheit schlotterten Lucians Gliedmaßen und trotzdem positionierte er sich kerzengerade vor immer derselben Filiale des Modekonzerns. Je mehr Ungläubige er bekehrte, desto höher konnte er in der Rangordnung der Gruppe aufsteigen.

Der Lehrer pflegte seinen Schülern jeden Morgen den Schädel zu rasieren, um bei dieser Tätigkeit auf die Novizen einzureden. Ohne Punkt und Komma monologisieren, das war die große Leidenschaft des permanent lächelnden Charismatikers, der bereits so viele junge Menschen um sich geschart hatte. Sie lieferten sich ihm mit Haut und Haaren aus und lauschten den Lehren, die eigentlich nur aus einem einzigen Sermon, einer Art Mantra bestanden. Dieses lautete wie folgt: *„Versenke dich in die Wärme meines Lächelns, behalte meine Gesichtszüge immer im Kopf und finde so schließlich den geheimnisvollen Schutzmantel, der dich ab einem bestimmten Zeitpunkt vor den Einflüssen der Außenwelt abschirmen wird.“*

Nicht nur Lucian verbrachte die Nächte in direkter Nähe zum Lehrer, sondern auch

weitere Pubertierende, die der eine weiße Toga tragende Guru nach und nach behutsam von ihren Eltern trennte. Vätern und Müttern wurde gesagt, dass ihre Kinder ganz besondere Talente in sich trügen und dass sie deshalb mehr Zeit mit dem Lehrer verbringen sollten. Dies käme ihrer Ausbildung zugute und würde sie einst in die oberste Hierarchie der Gruppe befördern.

Als es der Lehrer dann mit seinen Zudringlichkeiten übertrieb, formierten sich die Eltern und drangen nachts in das Domizil des Mannes ein, um ihn zu verprügeln. Dabei stürzte der Lehrer so unglücklich auf seinen Kopf, dass er noch in den frühen Morgenstunden verblutete. Dies nahmen die empörten Eltern billigend in Kauf. Erst als der Sektenchef sich nicht mehr regte, verständigten sie die Polizei.

Diese Zeit blieb Lucian stets im Gedächtnis, hatte er sie doch überwunden und sich zu neuen Ufern aufgemacht. Ein ganzes Leben hatte Lucian in jungen Jahren hinter sich gelassen. Jetzt, nachdem man ihn aus den Fängen des Lehrers befreit hatte, fühlte er sich wie neugeboren und reiste

in einem VW-Bus mit seinen Eltern durch Europa.

Während eines Aufenthaltes an der Algarve erlernte Lucian das Surfen. Im Surfer-Idyll Arrifana verbrachte der gleichmäßig gebräunte Lucian mehrere Monate, wohingegen seine Eltern andere Länder bereisten. Am Tag warf sich Lucian todesmutig in die haushohen Wellen und ritt auf schäumenden Kämmen. Die Zeit in Monasteria hatte der talentierte Surfer nicht vergessen, immer noch gab er sich Meditationen über den Schutzmantel der Seele hin. Die Physiognomie des verstorbenen Lehrers trat ihm dabei stets vor Augen, doch Lucian suchte etwas Anderes als diese Erinnerung. Sobald die Sonne sich am Horizont verabschiedete und ihr orangenes Licht das Salzwasser auf betörende Weise verfärbte, brach für Lucian eine andere Zeit an. Bei einem islamischen Mystiker hatte der philosophische Lektüren Verschlingende einmal etwas über die Lebenszeit gelesen. Jenem Autor zufolge bestand jedes menschliche Leben aus einer prägenden, homogenen Zeitspanne, der Kindheit und der frühen Jugend. Darauf folgten zwei weitere Zeitblöcke, die der

geistigen Ausbildung und der Gründung einer Familie dienten. Und letzten Endes gab es die sogenannte Halbzeit, in die das Alter und der Tod fielen.

In Arrifana durchlebte Lucian seine mentale Reife, meditierte er doch tief, während er auf dem Brett stand und das Salz des Meeres auf seiner bronzenen Haut spürte. Des Tags philosophierte Lucian mit seinen Freunden, und nachts machte er sich auf die Jagd nach Frauen. Er agiert jedoch nicht wie ein typischer Aufreißer, nein, Lucian war auf der Suche nach der Einen, mit der er die Hälfte seiner Zeit teilen wollte. Am Strand siedelte eine Sinti-Familie, deren Töchter schöner waren als alle Frauen, die Lucian jemals zu Gesicht bekommen hatte. Sexuelle Erfahrungen hatte Lucian noch nicht gemacht, von den unfreiwilligen, mit dem Lehrer, einmal abgesehen. Sicher, wenn er und die anderen Surfer abends am Lagerfeuer saßen, kam es zum Austausch von Küssen sowie oberflächlichen Berührungen. Die beruhigende Aura des Surfers entzückte die Damenwelt, es sprach sich schnell herum, dass ein Deutscher zum Star in der Szene aufgestiegen war. Groupies

kamen nach Arrifana, um Lucian bei seinem Tagwerk zu beobachten. Offenherzig präsentierten die Ladys ihre Körper, doch Lucian hatte sein Herz bereits an Mara verschenkt, die älteste Tochter der Sinti.

Mit Mara traf sich Lucian in den warmen Nächten und las ihr aus seinen philosophischen Aufzeichnungen vor. Nie verließ Lucian seine Behausung an der Promenade von Arrifana, ohne das Notizbuch mit dem Titel *Der Schutzmantel* bei sich zu tragen. Lucian hatte eine eigene Philosophie entwickelt. Wenn er sich versenkte, erschien das Gesicht des Lehrers immer seltener, stattdessen blickte Lucian in ein weißliches Licht. Der eifrige Forscher hatte herausgefunden, dass die metaphysische Ebene auch ohne die Erinnerung an den Lehrer erreicht werden konnte. Mara erzählte ihrer Familie und allen Freunden von Lucians geistigen Errungenschaften, und bald galt der gestählte Surfer als religiöse Institution.

Nicht nur vereinte Lucian in seinem Leben die zwei Zeiten der Philosophie und des Wassersports, nein, er zeugte mit Mara auch bald einen Nachkommen. Zur Geburt kamen sogar seine Eltern aus Kreta, wo sie

in einer Hippie-Siedlung ihr Zuhause gefunden hatten. Am Strand von Arrifana wurde ein wildes Fest gefeiert, auf dessen Höhepunkt Lucian sein Surfboard holte und mit seiner Geliebten in See stach. Ausgelassen tanzte die nächtliche Gesellschaft im kühlen Meer.

Im Trubel bemerkte Lucian zunächst nicht, dass etwas nicht stimmte. Dann aber blickte er im Mondschein auf sein Surfbrett und konnte Mara nicht mehr finden. Stumm sangen die Sterne ein bedeutungsschwangeres Schlaflied für die Ertrinkende, deren Schreie im allgemeinen Tumult untergingen. Lucian hörte noch die Worte *Ich werde immer bei dir sein*. Auf rätselhafte Weise verabschiedete sich Mara von ihrem Mann. Es kam Lucian beinahe so vor, als habe sie gewusst, dass sie heute sterben würde. Den ganzen Tag lang hatten sie sich geliebt und ihr gemeinsames Kind behütet. Dabei hatte Mara mehrfach gesagt, Lucian solle sich vor Augen führen, dass dies der letzte Tag ihrer irdischen Verbundenheit, aber nicht ihrer Liebe, sein könnte. Ob er mit diesem Gedanken zurechtkäme, wollte

Mara wissen, doch Lucian verneinte die Frage.

Maras Leichnam wurde nie gefunden, und Lucians Herzwunden heilten ebenso wenig. Täglich sprang Lucian ins Meer und suchte den verschollenen Korpus. Er wusste, die letzte Halbzeit seines Lebens war angebrochen, und wünschte sich insgeheim, ebenfalls in den Wellen umzukommen, um seiner Mara in die Nachwelt zu folgen, von welcher sie so oft gesprochen hatte. Mit Maras Mutter diskutierte Lucian nächtelang über das Konzept des Todes, war er sich doch sicher, dass so etwas wie der Tod nicht existierte. Nein, Sterben kam zumindest für die Seele nicht in Frage. Vielmehr strömten die Seelen der Toten aus den Körpern zurück in den Weltozean, wo sie sich mit dem Höchsten vereinten. Mittlerweile zog sich Lucian jeden Tag für viele Stunden in seinen metaphysischen Schutzmantel zurück und meditierte über Maras Verschwinden.

Ihr Kind wuchs zu einer schönen jungen Dame heran, während sich Lucians Schläfen weiß färbten und seine einstigen Bärenkräfte nachließen. Je älter er wurde, desto

deutlicher ähnelte seine Tochter der geliebten Mara. Weiterhin schwamm Lucian morgens im Ozean, suchend und verzweifelnd. An dem Tag, als seine Tochter ihm ihren Partner vorstellte, einen tüchtigen Geschäftsmann, ging Lucian zum letzten Mal schwimmen.

Auf dem Rücken im Salzwasser treibend, schaute er an den Strand, wo seine Tochter ihm winkte, dann hörte sein Herz auf zu schlagen und er versank in den Fluten. In dem die Tochter Lucian retten wollte, fand sie an der Stelle, wo er ertrunken war, die zerfledderten Seiten seines Notizbuches. Die Worte *Der Schutzmantel* las die junge Frau noch, bevor das Wasser die Tinte endgültig aus dem karierten Papier wusch.

MARYAMS MISSION

Maryams Auftrag bestand darin, andere Menschen heimlich zu segnen. Hinter dem Rücken des fettleibigen Motorradrockers schlug Maryam ein Kreuz, um daraufhin Weihwasser aus ihrer zweckentfremdeten Orangensaftflasche zu gießen und den argwöhnischen Kerl damit äußerst behutsam zu beträufeln. Auf keinen Fall durfte der gefährlich wirkende Pykniker etwas von Maryams Aktion mitbekommen. Maryam hatte bereits über fünfhundert Menschen hinterrücks gesegnet, ohne dass diese etwas bemerkt hätten. Seit etwa einem Jahr war Maryam im Bereich der Segnungen tätig und arbeitete vor allem nachts, wenn sie sich in den Schatten der Häuserschluch-

ten ihrer Stadt Monasteria verbergen konnte.

Tagsüber lebte Maryam zusammen mit anderen Teenagern in einer Wohngruppe, wo auch ihre Therapie durchgeführt wurde. All ihren Mitbewohnern hatte das dunkeläugige Mädchen persischen Ursprungs bereits die Segnung angedeihen lassen. Hier, in dem verwinkelten Backsteingebäude, wo traumatisierte Jugendliche untergebracht waren, hatte Maryam sich entschlossen, Seelen zu retten. Denn Seelen waren, ihrer Meinung nach, das Kostbarste auf der Welt. In ihrem kurzen Leben hatte Maryam schon viel Elend erlebt, und eine eigene Philosophie entwickelt. Derzufolge galt es, die Menschen von ihrer Sündhaftigkeit zu reinigen. Aufgrund ihrer karmischen Unreinheit tappten die Erdbewohner immer wieder in die Falle, wurden etwa straffällig. Deshalb hatte sich Maryam gedacht, sie könne Menschen erlösen, selbst wenn diese nicht erlöst werden wollten.

Ein greiser Obdachloser, Maryams bester Freund, den sie jeden Abend, sobald es dämmerte, traf, hatte etwas Besonderes in der Pubertierenden erkannt, etwas Heiliges,

wie er sich ausdrückte. „*Du trägst Gottes Liebe in dir, sieh nur wie du strahlst!*“, sagte der gutmütige Clochard oftmals zu seiner besten Schülerin. Sobald die Sonne abends nach und nach verschwand und ihre goldenen Schlieren am Firmament hinterließ, machte sich Maryam auf den Weg zum alten Zwinger, einem ehemaligen, an der Promenade der Stadt Monasteria gelegenen Gefängnisverlies, wo der wohnungslose Jakob in den Sommermonaten nächtigte. Im Winter blieb dem graubärtigen, dem Alkohol verfallenen Vagabunden nicht anderes übrig, als in einem Asyl Unterschlupf zu suchen. Doch dort kam es aufgrund von Alkoholexzessen immer wieder zu Schlägereien und gar Messerstechereien.

Jakob, der in einem früheren Leben Theologie studiert hatte, bevor er sozial abstürzte, lehrte Maryam das Geschäft der karmischen Reinigung. Nach Sonnenuntergang lauerte das missionarisch tätige Duo feierwütigen Gestalten oder Nachtarbeitern auf, um sie aus dem Schlamassel zu befreien, in dem sie nach Jakobs und Maryams Überzeugung steckten. Nachts, das wussten die beiden, veränderten sich die Menschen,

wurden zartfühlender und zugleich furchtsamer. Die atavistische Angst vor der Dunkelheit trieb die Kreaturen unter den von Wolken und Sternen behangenen Himmeln zu ungewöhnlichem Verhalten. Sie mordeten, vergewaltigten, stahlen, logen, oder aber liebten, träumten selig, tanzten wild oder widmeten sich diszipliniert ihren Berufen. In der Nacht konnte alles geschehen, und eben aus diesem Grunde gingen Maryam und Jakob zu dieser Zeit ihren Aufgaben nach. In guten Nächten segnete das eingespielte Team über ein Dutzend Menschen. Im Mantel der Finsternis, geschützt vor den enthüllenden Sonnenstrahlen des Tages, erlösten Jakob und Maryam unzählige Seelen, davon waren sie überzeugt.

Der Stadtstreicher und die mitten in der Pubertät steckende Maryam hatten lange zusammen gearbeitet, waren dann aber überein gekommen, dass es ihrer Mission zuträglich sei, wenn sie jeder für sich allein operierten. Deshalb stand Maryam nun diesem eine lederne Kutte tragenden Rocker gegenüber, der sie ertappt hatte. Fassungslos blickte der hochgewachsene, massive Typ auf Maryams noch vom Weihwasser

benetzte Finger und packte das Mädchen am Genick. „*Was treibst du da?*“, wollte er wissen, und Maryam antwortete wahrheitsgemäß: „*Ich wollte dich erleuchten, sei mir also dankbar*“. „*Das ist das Verrückteste, was ich je gehört habe, du gehst jetzt mit mir*“, raunte der Hüne und beförderte Maryam rücksichtslos auf seine Harley Davidson.

Diese Segnung schlug fehl, sagte sich Maryam, während das qualmende Gefährt sich in Richtung des Vororts Marienthal bewegte, aber mir bleibt noch eine Chance. Wie von Sinnen bewegte Maryam ihren Kopf auf und ab, und von links nach rechts, um das Kreuzzeichen zu schlagen, waren ihre Arme doch gefesselt. So sehr sie sich auch anstrengte, der Rocker wollte einfach nicht auf ihren Segen reagieren, obwohl er das Weihwasser getrunken hatte, um seine Verachtung zu demonstrieren.

Unvermittelt stoppte das Motorrad mit quietschenden Reifen, denn auf dem von der Witterung der Nacht gekühlten Teer lag ein zusammengerolltes Bündel. Den dort liegenden Menschen bedachte der Rocker mit einem Fußtritt, als jener ihn blitzschnell mit Wasser bespritzte.

Jakob umarmte den Mann in der Lederkutte und forderte Maryam auf, dessen Augen zu beobachten. Sie war dankbar, dass ihr Mentor aufgetaucht war und die Höllenfahrt beendet hatte. Der zuvor feist grinrende Rocker schaute nun mit stillem Ernst in den vom schweren Mond geschmückten Nachthimmel, und in seinen Iriden spiegelte sich ein silbriges Licht.

JOSEPHINE

Josephine hatte in dieser kalten Novembernacht den Geist ihrer Großmutter durchs Schlafzimmer huschen sehen. Dass Omas Seele tatsächlich den Leib verlassen hatte, stand für Josephine außer Frage, denn sie war eine erfahrene Geisterseherin. Vor dem Fenster krächzte ein ihr wohlbekannter Rabe, der Halbmond stand hoch am dunkelblauen Himmel. Sterne gruppierten sich um den alten Trabanten wie gute Freunde um einen Kranken. Josephine trat auf den Balkon und beobachtete jenen durch die Nacht fliegenden, zahmen Vogel, welchen sie so oft gemalt hatte. Als Josephine wehmütig an die nun endgültig gegangene Oma dachte, breitete sich Stille aus. Stille flutete Jo-

sephines Inneres und die gesamte Umgebung von Greystones, wo die junge Malerin lebte. In ihrem Werk versuchte Josephine das Phänomen der Stille einzufangen, indem die im Renaissance-Stil Malende ephemere Erscheinungen, wie eben jene Geister, die sie des Nachts besuchten, porträtierte. Josephine hatte ein Seminar über Aura-Fotografie im nahegelegenen Dublin belegt und gelernt, eigentlich Unsichtbares mit der Kamera abzubilden. Die Seminar Teilnehmer hatten sich zunächst gegenseitig abgelichtet, um daraufhin die jeweilige Aura zu diskutieren, welche, nach Meinung der Seminarleiterin, jeden Menschen umgibt. Bei manchen ist die Aura stärker ausgeprägt als bei anderen und bei Josephine so präsent, dass die Leiterin es mit der Angst zu tun bekam. Über die Maßen irritiert starrte die Lehrerin in Josephines nussbraune Augen und erblickte dort etwas, das sie sehr verunsicherte. Josephine wusste um ihre besondere Gabe, hatte aber lange Zeit nicht verstanden, dass diese den Mitmenschen Angst machte. Um ihre Fähigkeiten voll ausbilden zu können, war die Absolventin der Düsseldorfer Kunstakade-

mie nach Irland gezogen, wo ihre Großmutter den Lebensabend verbrachte. Auch ihre Oma Franziska beherrschte die Kunst des Geistersehens und nahm ihre Enkelin in die Lehre. Drei Jahre dauerte es, bis Josephine in der Lage war, in jeder Situation die notwendige Stille in sich erzeugen zu können, um die Seelen der Toten anzurufen. Inzwischen arbeitete Josephine als Orakel und half den Hinterbliebenen von Verstorbenen, Kontakt aufzunehmen, wenn dies gewünscht wurde. Indes hielt sich Josephine an einen uralten Kodex, den ihr die Großmutter Franziska beigebracht hatte. Die Totenruhe durfte nicht gestört werden, sofern die Verwandten egoistische Motive an den Tag legten. Falls ein trauernder Ehemann noch einmal in aller Stille Abschied nehmen wollte, von seiner gegangenen Gattin, dann ermöglichte Josephine eine Begegnung. Ein weiteres Kriterium für derartige Treffen stellte für Josephine die Reinheit der Hinterbliebenen dar. Von jedem, der nach einer letzten Begegnung mit einer geliebten Person verlangte, erstellte Josephine Aura-Fotos, um die wahren Motive festzustellen. Zu Beginn ihrer Laufbahn

war es Josephine gelegentlich passiert, dass egomanische Enkel, die wider Erwarten nicht geerbt hatten, den Totengeistern Vorwürfe machten. Einmal hatte es eine Katastrophe gegeben, als ein Jüngling bei der Begegnung mit der Seele seines Urgroßvaters ausgerastet und schwer gestürzt war. Der entgegen seiner Erwartungen nicht im Testament erwähnte junge Mann hatte den Geist wüst beschimpft und versucht, ihn mit einem Feuerzeug zu attackieren. Bevor Josephine einschreiten musste, war der Rasende jedoch auf den Boden gefallen und hatte sich am Kopf so schwer verletzt, dass er am nächsten Morgen im Krankenhaus von Greystones starb. Auf diese Weise hatte Josephine gelernt, nur Menschen, die jene schwer festzustellende, eigentümliche Stille in sich tragen, den Kontakt zu Toten zu verschaffen. Jetzt war also Oma Franziska ins jenseitige Reich gewandert, dachte Josephine in jener Novembernacht. Sofort begab sich die Seherin in das Stift, wo Franziska ihre letzten Jahre verlebt hatte. Unter den dort lebenden Demenzkranken herrschte absolute Stille, Josephine fühlte sich wie in einer Leichenhalle, als sie

die Luxusherberge betrat. Die Nachtschwester führte sie ins Zimmer ihrer Großmutter, doch diese war nicht zugegen. Empört wandte sich Josephine an die Pflegerin und fragte, ob sie denn nicht auf ihre Oma aufgepasst habe. Dann beruhigte sich die aufgebrauchte Enkelin, zückte ihre Kamera und erstellte eine Aura-Fotografie von dem leeren Raum. Auf dem Bild erblickte die Fotografin eine helle, über dem Bett hängende Lichtbahn, menschliche Energie, die bei Todeseintritt zurückbleibt. Der Leichnam war nirgends zu finden. Und die Stille der Nacht wurde unterbrochen vom Krächzen des auf dem Fenstersims hockenden, zutraulichen Raben. Josephine zückte ihre Pastellkreide und fertigte ein weiteres Porträt des nun schweigenden Vogels an, den ein goldener Glanz umgab.

EMPEDOKLES oder DER TOD REIST MIT

Im Hotel Mirage in Messina befindet sich ein dicker Blutfleck auf dem Marmorfußboden. Dass es sich dabei nicht um rote Farbe handelt, geht mir sogleich auf. Als wir hier ankamen, tat der Portier alles, um uns abzuweisen, denn dieses Hotel ist keine Gästeteunterkunft, sondern etwas anderes, ein blutrünstiger Organismus. Naiv wie wir nun einmal sind, beharren wir darauf, hier übernachten zu wollen. Mein Italienisch ist nicht gut, aber mir gelingt es, den *portinaio* zu überzeugen. Er weist mehrfach darauf hin, dass es weder Abendessen und noch

Frühstück geben wird. Doch eine undefinierbare, starke Kraft drängt uns drei dazu hierzubleiben. Wir müssen dem untersetzten, warzigen Mittfünfziger verdächtig vorkommen, haben wir uns doch in eine Bleibe verirrt, die offenkundig niemand in Anspruch nimmt. Kälte hält uns gefangen, kalte Luft kühlt unsere aufgeheizten Gehirne, hier im kolossalen Bau, wo Klimaanlage das modernste Element der Einrichtung sind. Das Hotel Mirage muss einmal eine erstklassige Adresse gewesen sein, vor hundert Jahren vielleicht, bevor das schwere Beben von Messina die architektonischen Konstrukte der Stadt dem Erdboden gleichmachte. Einst lag das Hotel Mirage an der berühmten *palazzata*, doch durch den Tsunami von 1908 wurde die Hafensperrmauer zerstört.

Heute verbirgt sich der immer noch beeindruckend monumentale Komplex zwischen zwei Autobahnauffahrten. Trucker hupen wie wild, als sie Natalie in ihren orangefarbenen Pumps den schmalen Fußweg zum Hotel hochsteigen sehen. Das Mirage liegt auf einer Anhöhe, die Autobahnzubringer öffnen sich weit und v-förmig

wie die feinen Glieder einer langbeinigen Dame. Inmitten des gigantischen V's, in der Spitze des Buchstabens, thront der klassizistische, ehemals schneeweiße Palast, der mittlerweile von den Abgasen der Lastkraft- und Personenkraftwagen gräulich-beige gefärbt ist. Risse definieren die Pilaster und Halbsäulen, in deren Mitte sich das Portal des Hotels eröffnet.

Mein Freund Alessandro, gebürtiger Römer, wundert sich nicht über den burgunderroten Flatschen neben unserem Doppelbett. Der zartbesaitete Mediziner weigert sich, seine Muttersprache zu sprechen. Angeblich seien seine Fertigkeiten weniger gut als die meinigen, gibt er ironisch zu Protokoll. *„Messina, kein Wunder, dass man hier Rotweinflecken auf den Fliesen vorfindet, Messina, die verdorbene Hure, die gefallene Stadt“*, imitiert Sandro eines meiner Gedichte und lacht sich kaputt. Natalie untersucht indessen den Flecken von Wassermelonengröße und kratzt ein wenig von der getrockneten, in den Stein gesickerten Flüssigkeit ab, um Sandro ein brüchiges Plättchen unter die Nase zu halten und ihn zu piesacken: *„Rotwein also, ja?“*

„*Nein, Blut, eindeutig...*“, erwidert Sandro. Entnervt packt sich Natalie ihre hochhackigen, auf dem Balaró-Markt von Palermo erworbenen Schuhe und stakst am eigensinnig vor sich hin starrenden Portier vorbei auf den Bordstein. Sandro, der wie auch ich heute schon einmal das Vergnügen hatte, vor Geilheit brüllende Automobilliker auf unsere blonde Freundin reagieren zu hören, zählt trocken bis zehn, und justament setzen Hupkonzert und das Rufen ein. „*Zehn Euro, wenn Natalie nach weiteren zehn Sekunden wieder hier ist*“, fordert mich mein Freund, der Arzt, zu einer Wette auf, die er todsicher gewinnen wird. Aus Langeweile gehe ich auf sein Angebot ein und halte einen Zehner dagegen. Natalie ist bereits nach sechs Sekunden zurück im Doppelzimmer, wo sie auf einer vom Portier bereitgestellten Pritsche nächtigen wird. „*Ich will irgendwo etwas trinken, also begleitet mich gefälligst!*“, keift die hochgewachsene Berlinerin, da sie uns lesend auf dem Bett vorfindet. Außer sich vor Wut über unsere Lethargie schnappt sich Natalie meinen Hölderlin-Band und wirft ihn Sandro an den Kopf, woraufhin ihm seine Hardcover-

Ausgabe von *Breakfast at Tiffany's* aus der Hand fällt.

Unsere Beziehung ist von asexueller Natur, obgleich wir beide, Sandro und ich, Natalie gleichermaßen begehren. Was der Portier und seine schwarz gekleideten *compagni* denken, als sie lautes Lachen und Kreischen aus unserem Hotelzimmer hören, weiß ich nicht. Jedenfalls haben sich Sandro und Natalie Plastikleiderbügel gegriffen und prügeln munter aufeinander ein. Auch ich werde selbstverständlich Opfer ihrer Attacken und schlage grinsend zurück. Für die an der mit dunklem Eichenholz vertäfelten Rezeption abhängenden Machos muss sich unser pubertäres Gefecht anhören wie ein erotischer Akt. Vermutlich ergehen sie sich in Fantasien über die Beschaffenheit unserer zwischenmenschlichen Konditionen, die jedem mehr oder minder begabten Fantasten wie eine wahre *Ménage à trois* vorkommen wird, so meine Vermutung. Ausgelassen verprügeln Natalie und ich Sandro, der bald erschöpft die weiße Flagge hisst. In das Bettlaken eingehüllt kapituliert unser Freund, blättert in meinem Buch herum, um das Empedokles-Zitat zu bringen, wel-

ches Hölderlin seiner Tragödie vom Leben und Tod des Arztes und Philosophen voranstellte: *„Am Ende aber werden sie Seher, Dichter, Ärzte und Fürsten für die auf Erden lebenden Menschen...“*

Abrupt entreiße ich Sandro mein Reclam-Heftchen und mahne, dass es Schlafenszeit ist, da wir am nächsten Morgen bereits um fünf Uhr Richtung Ätna aufzubrechen gedenken. Missmutig verabschiedet sich der Portier morgens von uns, während er die Euroscheine zählt, die ich ihm reiche. Mit einem rostigen Reisebus fahren wir, nachdem Natalie und ich Cannoli und Sandro eine Cassata gefrühstückt haben, die südwestlich verlaufende Autostraße SS114 an der Küste entlang, um in Taormina eine Zwischenstation einzulegen. Bekanntlich faulenzten hier nicht nur Goethe und Thomas Mann, sondern auch Elizabeth Taylor und Richard Burton. Unterhalb des antiken Theaters von Taormina trinken wir Espresso doppio macchiato und genießen den Blick auf den Vulkan, welchen wir noch heute auskundschaften wollen.

Mittags kommt unser Bus im Örtchen Zafferana Etnea an, auf der Piazza vor der

Kirche Santa Maria della Provvidenza tummeln sich Schulkinder, die das uralte Gefährt von Mercedes Benz in Fornazzo bestiegen hatten, wo sich die kommunale Grundschule befindet. Wie von Sinnen machen sich die in Uniformen steckenden Jungen und Mädchen über *gelati* her und beäugen uns, die drei Fremden, argwöhnisch. Zwei dunkelhäutige Knaben mit öligem Lockenhaar bezeichnen Natalie als *tentazione bionda*, wissen sie doch nicht, dass wir ihre Sprache durchaus zu verstehen im Stande sind. Schnippisch gibt die *blonde Versuchung* zurück: „*Und ihr seid präpubertäre Spinner!*“ Den so angesprochenen *cretini puberali* steigt die Schamröte ins Gesicht und sie verziehen sich umgehend ins Innere der Bar Umberto I. Von der sengenden Mittagssonne angekokelt begeben sich Sandro und ich in die Barockkirche, während Natalie den Besuch von Gotteshäusern als überzeugte Atheistin meidet wie der Teufel das Weihwasser. In selbiges tauche ich meinen Zeigefinger und bekreuzige mich. Leise flüstert mir Sandro zu, dass das Wasser wohl zu kochen begänne, wenn die *blonde Versuchung* es berührte. Lächelnd sehe ich

mir das mittlere Kirchenschiff an. Die sich unter dem Tonnengewölbe ausbreitende Kühle ermöglicht es uns, kurz innezuhalten und die Holzskulptur des Heiligen Antonius in Augenschein zu nehmen, wie auch die expressive Figur der Evangelisten Johannes, der zu meiner Überraschung aus einem glänzenden, mir unbekanntem Material gefertigt wurde. „*Vermutlich lackierter Gips*“, meint Sandro und streichelt die glatte Oberfläche der Statue.

Als Sandro und ich aus dem Kirchlein in die brennende Hitze hinaustreten, hat Natalie bereits ihre Leica-Kamera gezückt und zeigt uns sensationelle Aufnahmen vom erstarrten Lavastrom. Unmittelbar vor dem Seitenschiff der Kirche erhebt sich eine haushohe Welle aus schwarzem Lavagestein. Es sieht aus, als sei die vulkanische Flüssigkeit in einer ewigen Zeitlupe eingefroren. Wie ein zum Angriff aufspringender, bellender und beißender Köter wirkt die natürliche Skulptur. Auf wundersame Weise blieb das Gotteshaus vom glühenden Strom verschont, als 1992 einer der nahegelegenen Krater Feuer spuckte. Im Städtchen Zafferana Etnea finden sich vielerorts sol-

che von der Natur kreierte Skulpturen. Die Mauern des Rathauses sind umrahmt von schwärzlich-grauen Gestein, und doch berührten die roten Lavamassen alle Gebäude nur peripher. Gläubige Einwohner erzählen uns, dass Gott persönlich seinen Finger auf ihren Heimatort gerichtet habe, um die heranrollenden Wellen zu stoppen. Gut für die Geschäftsleute der Gemeinde am Osthang des Ätna sind die Zeugnisse vom letzten großen Ausbruch des Vulkans. Denn die Touristen kommen von weither, um sich die von abgekühlter Lava umfangene Ortschaft anzusehen, und um von hier aus Wanderungen in die nahe und ferne Umgebung anzutreten.

Auch Natalie, Sandro und ich schmeißen uns, nachdem wir neben der Bar Umberto I. im gleichnamigen Hostel eingeecheckt haben, in unsere Trekking-Klamotten und starten eine kleine Tour zur Lavahöhle *Grotta del Gelo*. Über zehn Kilometer legen wir zurück und bewältigen etwa fünfhundert Meter Höhenunterschied, bis wir auf schneebedecktes Gestein treffen. Von hier oben aus hat man einen wunderbaren Blick auf die Strecke, die wir soeben hinaufge-

gangen sind. Vorbei an grell-gelbem Gins-ter, an gespensterhaften Pinien, mächtigen Kastanien und Birken stießen wir auf einen imposanten Kraterkegel, der von Millionen kleiner Marienkäfer besiedelt ist. Noch vom Eingang zur *Grotta del Gelo* aus nehmen wir das Schwirren der gepunkteten Insekten wahr. Aus welchem Grunde hier so viele Marienkäfer zu finden sind, können wir nur vermuten, da wir unsere Tour ohne Bergführer unternehmen. Wohl mögen die winzigen Glücksbringer die Wärme in dem Krater und pflanzen sich hier besonders gut fort. Seltsamerweise beschränkt sich die hiesige Fauna einzig und allein auf die munter herumfliegenden Käfer. Offenbar weht der Wind zahlreiche Kleinstinsekten auf die Hügellandschaft des Ätna, von ihnen ernähren sich die Marienkäfer. Ausgelassen segeln Natalie und Sandro eine Aschefläche hinunter, die an Skipisten erinnert. Die beiden nehmen so große Fahrt auf, dass sie am Ende der Bahn stolpern und übereinander purzeln. Sie landen im Zentrum des Kraterkegels und müssen feststellen, dass die Temperaturen hier sehr hoch sind. Unfassbar, denke ich, unter un-

seren Füßen kochen und brodeln orange-rote Magmameere. Noch 2006 brach an dieser Stelle die Erde auf und Serpentin von bedrohlich leuchtender Lava fluteten die Umgebung. Wir passieren eine von vulkanischem Gestein eingerahmte Steinhütte, einen ehemaligen Schlupfwinkel für Wanderer. Beim letzten Ausbruch des Ätna wurden Türen, Fenster und der Schornstein des winzigen Hauses umflutet und schließlich eingeschlossen. Innerhalb weniger Stunden spielte sich das Naturschauspiel ab und stoppte erst im Dörfchen Zafferana Etnea.

Am Eingang der *Grotte der Kälte* wagen wir einen ersten Blick ins Innere des sogenannten südlichsten Gletschers Europas. Fasziniert betrachten wir frostige, aus Eisstalaktiten geformte Bildnisse und gefrorene, an Steinwüsten erinnernde Flächen. Es ist bereits spät, als wir die Höhle verlassen und den Rückweg nach Zafferana Etnea antreten. Dunkelheit breitet sich aus, die allgegenwärtigen Marienkäfer begeben sich zur Ruhe und wir bemerken erst jetzt, dass wir mittlerweile die letzten übriggebliebenen Wanderer sind. Eben noch überholte uns eine Trekking-Gruppe, die schnur-

stracks zum Plateau von Nicolosi marschierte, wo ein Geländewagen auf sie wartete. Zur Abfahrt bereit zögerte der Fahrer keine Sekunde, ließ den Dieselmotor an und tuckerte mit dem antik anmutenden Mobil die gewundenen Straßen entlang. Zuerst überlegten wir, ob wir rennen sollten, um den Transporter noch zu erreichen. Dann aber entschieden wir uns dafür, auf eigene Faust weiter zu wandern.

— — —

Obwohl die Dämmerung dräut, lässt Natalie es sich nehmen, mit ihrer Kamera erneut in einen majestätischen Krater hinabzugleiten, um das dort befindliche, vom Vulkanfeuer zerstörte Kiefernwäldchen abzulichten. Sandro begleitet die Dame seines Herzens, von der er weiß, dass er sie nie haben können wird. Seit der ersten Schulklasse kennen wir drei uns, wir sind wie Geschwister und eben aus diesem Grunde darf es niemals zu erotischen Avancen kommen. Das haben wir bei einem freundschaftlichen Blutschwur beschlossen. Da jetzt ein starker Wind aufkommt, halten sich meine beiden Freunde Stofftaschentücher vor Nase und Mund, denn die überall aufgewirbelte

Asche setzt sich in allen freiliegenden Körperöffnungen fest. Fassungslos stehe ich am Rande des Kraters und schieße meinerseits Fotos von meinen im Mittelpunkt der kegelförmigen Grube sitzenden Reisebegleitern. Innerhalb von Minuten entsteht ein orkanartiger Wirbelsturm, der so stark wütet, dass Natalie und Sandro die Orientierung verlieren. Wild entschlossen steige ich hinab und weise den vom Staub Erblindeten den Weg.

Erschöpft, aber glücklich erreichen wir gegen Mitternacht unseren Albergo Umberto I., finden zu unserer Überraschung noch den Padrone an der Theke vor und betrinken uns frohgemut mit dem süßlich-sauren Limoncello-Likör. Auch verputzen wir bergeweise Panini sowie dünne, in Butter geschwenkte Scaloppine ai funghi.

Sandro wirkt abwesend und erschöpft. Sein Gesicht und das T-Shirt sind ganz schwarz vom vulkanischen Staub und er hustet unablässig. Dass mein alter Freund ein waschechter Melancholiker ist, wissen Natalie und ich nur allzu gut. In Momenten, wenn die dunkle Macht Sandro überwältigt, lassen wir den feinfühligem Arzt in Ruhe

und warten ab, bis die Phase überwunden ist. Auch ich kenne den Trübsinn, doch in Sandros Fall haben wir es wohl mit einer veritablen Depression zu tun. Monomatisch starrt Sandro auf einen Gegenstand, den er schon eine geraume Weile in der Hand hält. Es ist ein Reagenzglas, dessen Inhalt ich im Schatten der Nacht kaum erkennen kann. Offenbar fällt Sandro einer Art Reizüberflutung zum Opfer. Mir erklärte mein Gefährte einst, dass er manchmal von Situationen überfordert ist, wenn zum Beispiel viele Menschen anwesend sind und er sich ohnehin geschwächt fühlt. Dann muss er sofort in einen ruhigen Raum gehen und sich ausbalancieren, um wieder Kraft schöpfen zu können. Abrupt lässt der rehäugige Braunschopf das Reagenzglas auf den metallenen Tisch fallen und schwankt in sein Zimmer. Natalie hebt den Glaszylinder auf und nimmt den Inhalt in Augenschein. „*Blut, getrocknetes Blut*“, ruft Natalie und gerät außer sich, „*Sandro hat Partikel des Blutflecks aus dem Hotel Mirage mitgenommen.*“ Übermüdet gehen wir zu Bett, da wir am nächsten Tag in der Frühe eine weitere Wanderung unternehmen wollen.

Am Frühstückstisch schwenkt Sandro schon wieder das Reagenzglas und murmelt vor sich hin: *„Da muss ein Mord geschehen sein, wir hätten die Carabinieri rufen sollen. Dieses Blutplättchen ist ein finsternes Zeugnis der rohen Gewalt, die im Hotel Mirage zum Ausbruch gekommen ist. Unlängst wurde dort jemand totgeschlagen und uns fiel nichts Besseres ein, als mit Kleiderbügeln herumzualbern. Bei dem Hotel hatten wir es mit einem finsternen Ort zu tun, und wir waren uns dessen bewusst. Ich werde die Probe geronnenen Blutes in Deutschland im Labor analysieren.“*

Gähnend machen wir uns auf, denn die Nacht war kurz, mussten wir unseren Freund doch beruhigen, während er von Schatten redete, die ihn seit seiner Kindheit überfielen. Ich versuchte, Sandro mit heiteren Zeilen aus *Breakfast at Tiffany's* abzulenken, aber er zeigte einzig und allein Interesse an Hölderlins *Der Tod des Empedokles*, und las die kryptischen Worte vor: *„Da sitzt er seelenlos im Dunkel. Denn es haben die Götter seine Kraft von ihm genommen, seit jenem Tage, da der trunkene Mann vor allem Volk sich einen Gott genannt.“* Sandro identifizierte sich aus unerklärlichen Gründen

mit dem Heiler aus der Antike. Die ganze Nacht lang studierte er wieder und wieder die ganz besonders düsteren Abschnitte aus dem Drama von der Hand Hölderlins, um mit leerem Blick daraus zu zitieren.

Als Sandro am Morgen seine Wanderstiefel anzieht, stehle ich das immer noch auf dem Frühstückstisch liegende Reagenzglas, welches, meiner Vermutung nach, das Unheil in der Psyche meines Vertrauten angerichtet hatte. *„Wir müssen die sterblichen Überreste des großen Mannes finden“*, spricht Sandro und ich entgegne verwirrt: *„Von wem sprichst Du?“*

„Nun ja, ich spreche von dem Arzt und Philosophen, der sich in den Ätna stürzte“. Sich räuspernd erläutert Natalie: *„Er ist auf der Peloponnes gestorben, da sind sich die Forscher einig, Hölderlin war bloß einer Legende aufgesessen.“* „Nein“, gibt Sandro zurück, *„der große Philosoph hatte sich in Agrigent zum Gott erklärt und wanderte dann zum Ätna, in welchen er sprang, mit den Worten: Im freien Tod, nach göttlichem Gesetz“*. Erzürnt sucht Sandro nach dem Reagenzglas, findet es aber nicht und bezichtigt Natalie und mich des Diebstahls. Sofort packt er

seine Siebensachen und will uns verlassen. Er läuft, er rennt und erwischt den Bus, der Wanderer und Touristen auf das Plateau von Nicolosi bringt. „Lassen wir ihn machen, oder?“, schlägt Natalie vor, doch ich erwidere: „Nein, es ist gefährlich, Du kennst seine Gefühlsschwankungen, weißt, wozu Sandro in der Lage ist. Er scheint nun besessen von Empedokles und dessen angeblichem Tod im Lavastrom“.

Nachdem Natalie und ich den nächsten Bus zum Plateau genommen haben, kraxeln wir in Richtung *Grotta del Gelo*, wo wir uns am Tag zuvor aufhielten und wir Sandro vermuten. Der Aufstieg erweist sich als schwierig, denn an der Nordseite des Ätna bricht Magma aus dem Erdreich und schlängelt sich die Anhöhe hinunter. Dichte, weiße Rauchwolken begleiten das Schauspiel und nehmen uns die Sicht. Auf 2000 Metern Höhe erreichen wir die bei einem Vulkanausbruch im Jahre 1892 entstandenen Silvestri-Berge, majestätische Schlackenkegel. Vorsichtig nähern wir uns dem erloschenen Krater und entdecken unseren Freund Sandro. Manisch gräbt der Melancholiker in der alles bedeckenden

Asche und hält sich dabei sein T-Shirt vor Nase und Mund. Wir beobachten Sandro aus einiger Entfernung, doch er ist dermaßen in sein Tun vertieft, dass der von emotionalen Schwankungen Gequälte uns nicht wahrnimmt. Bald unterbricht Sandro sein Unternehmen und bricht die Grabaktion ab, denn er scheint gefunden zu haben, wonach er suchte. Behutsam rufen wir seinen Namen, woraufhin sich Sandro freudig erregt umdreht und uns einen menschlichen Schädel präsentiert. „*Der Schädel des Philosophen, der Schädel des Philosophen*“, ruft Sandro und umarmt uns überschwänglich. Behände lässt unser Freund den knöchernen Kopf in seinen Rucksack gleiten und bläst zum Abmarsch. Seine emotionale Verwirrung scheint verschwunden zu sein und Sandro plaudert heiter über seinen Fund.

Wir erreichen Zafferana Etnea am späten Nachmittag und ziehen unsere Trekking-Kleidung aus, während Natalie in Sandro dringt, dass er den Schädel bei der Polizei abgeben muss, oder in der Universität von Messina. Mit diesem Vorschlag bringen wir Sandro auf eine Idee. Eigentlich

hatte er beabsichtigt, das geronnene Blut und den Totenschädel in Deutschland zu untersuchen, doch jetzt beharrt Sandro darauf, in der *Università degli Studi di Messina* einem Experten zu präsentieren. Noch am selben Tag machen wir uns auf, um im klapprigen Mercedes Benz-Bus nach Messina zu tuckern.

Erneut checken wir im Hotel Mirage ein, doch der Portier scheint uns nicht wiederzuerkennen und gibt uns schlecht gelaunt dasselbe Zimmer wie vor zwei Tagen. Überrascht stellen wir fest, dass das Zimmer komplett verändert wurde. Der dunkle Eichenschrank und die schweren Stühle wurden durch moderne Ikea-Produkte ersetzt, und auch anstelle der von Holzwürmern zerfressenen Betten stehen dort hässliche Schlafmöbel aus silbernem Leichtmetall. Über die steinernen Fliesen hat jemand einen olivgrünen Bastteppich geworfen und der klassische Kronleuchter hängt nicht länger von der hölzernen Decke. Sandro überprüft sofort den Fußboden und registriert den fehlenden Blutfleck. „*Hier wurde sorgfältig aufgeräumt, doch das haben sie vergessen*“, konstatiert der vor Nervosität

Speichel spuckende Mediziner. In seiner Faust hält Sandro ein mit den Angaben *Zafferana Etnea – Messina* bedrucktes Busticket aus dem Jahre 2007, das am Rand einen mikroskopischen Blutfleck aufweist. Überstürzt verlassen wir das Hotel Mirage, auf Sandros Flehen hin. Mehrfach betont er, wie gefährlich dieser Ort und auch unsere Lage sei. Schließlich könnten wir bezeugen, wie das Zimmer noch vor zwei Tagen aussah. Dass Sandro aber eine Probe von dem getrockneten Blut bei sich trägt, wird die an der Rezeption herumlungende Gaunerhorde nicht wissen, versuche ich meinen Freund zu beruhigen.

An der von den Jesuiten 1548 gegründeten Universität suchen wir die Facoltà di Medicina e Chirurgia auf und sprechen mit Maria Catone, Professorin für Forensik, die Sandro bereits bei einer Tagung in Rom kennengelernt hatte. Professoressa Catone reagiert reserviert, aber nicht unhöflich auf die Bitte des deutsch-italienischen Arztes, der den Schädel von Empedokles in seinem Besitz wähnt. *„Wie Sie als Mediziner wissen müssten, lieber Alessandro, haben wir es bei diesem Exemplar keineswegs mit einem Schä-*

del aus der Antike zu tun“, spricht Professoressa Catone stoisch und fährt fort: *„Selbst wenn, wie Sie annehmen, der Totenkopf im Lavagestein konserviert wurde, was meiner Ansicht nach nicht möglich ist, müsste der Schädel in einem viel schlechteren Zustand sein. Vielmehr ist dieses knöchernerne Haupt keine zehn Jahre alt..“*. *„Professoressa, tun Sie mir einen Gefallen und analysieren bitte sowohl dieses Blättchen geronnenen Bluts als auch diese Busfahrkarte“*, bittet Sandro die verlegene Forensikerin geradezu an.

Die Ergebnisse der Gen-Analyse stehen bereits am nächsten Tag fest. Schädel und Blutreste stammen von ein und derselben Person, dem zum Zeitpunkt seines Todes 2007 vierzehnjährigen Paolo Ciliegia. Natalie, Sandro und ich beobachten aus dem Taxi, das uns zum *Aeroporto di Catania-Fontanarossa „Vincenzo Bellini“* bringt, heraus, wie die Carabinieri das Hotel Mirage stürmen. Mit ruhiger Hand steuert der Fahrer seinen ultramarinblauen Fiat den v-förmigen Autobahnzubringer hinauf, und vier Stunden später sitzen wir drei schon im Flieger nach Berlin, wo uns Sandro leise aus Hölderlins *Der Tod des Empedokles* vor-

liest: „Es haben ihn die Götter sehr geliebt.
Doch nicht ist er der Erste, den sie darauf hin-
ab in sinnlose Nacht verstoßen...“